

*Ludwig Boltzmann Institut für Sozialgerontologie und Lebenslaufforschung*

**Ass. Prof. Dr. Gerhard Majce**

**Univ. Prof. Dr. Leopold Rosenmayr**

## **Generationensolidarität in Österreich 2005**

**Empirisch-soziologische Untersuchung  
der Altersforschung in Österreich**

Wien, im November 2005

Forschungsprojekt  
im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit,  
Generationen und Konsumentenschutz

# Survey: „Generationensolidarität in Österreich 2005“

## **Einleitung**

Im Herbst 1998 wurden im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie anhand einer für die über 18jährige österreichische Bevölkerung repräsentativen Stichprobe (1.000 Befragte) die Einstellungen und Verhaltensweisen im Wechselverhältnis zwischen den Generationen bzw. Altersgruppen einerseits in den Familien, andererseits auf gesamtgesellschaftlicher Ebene erhoben. Der zentrale Befund der Studie lautet, dass die Familie, insbesondere die intergenerationellen Beziehungen der Kernfamilie, nach wie vor ein äußerst tragfähiges, solidarisches System der Sicherung gegen Notlagen und Situationen des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs darstellten. Trat Unterstützungsbedürftigkeit auf – das traf immerhin auf vier Fünftel der erwachsenen Bevölkerung in den davor liegenden zwei Jahren zu –, dann blieb nahezu niemand ohne ausreichende Hilfe seitens der Familie. Ein solcher Hilfebedarf war bei den Jüngeren zum Teil erheblich häufiger auf als bei den Älteren aufgetreten.

Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene wurde zwar Konfliktpotenzial geortet, Feindseligkeit im Verhältnis zwischen den Generationen war aber nicht auszumachen. Den Älteren und Alten wurde nur wenig Beteiligung an intergenerationellen Konflikten zugeschrieben. Sie galten als eine tendenziell nach wie vor benachteiligte Gruppe. Nichtsdestoweniger dominierte zugleich die Meinung, dass die Alten in Konkurrenz mit anderen benachteiligten Gruppen, z.B. Familien mit Kleinkindern, in Zukunft eher Einschränkungen in Kauf würden nehmen müssen. Konflikte zeichneten sich dort als wahrscheinlicher ab, wo Alt und Jung einander als Fremde begegnen und wo daher die Klischeevorstellungen und Vorurteile an die Stelle persönlicher Kenntnis tre-

ten: Je urbaner die Wohnlage, desto häufiger nahmen die Befragten Generationenkonflikte in der Öffentlichkeit wahr. Insgesamt, so die damalige Schlussfolgerung aus den Untersuchungsergebnissen, schien das gesamtgesellschaftliche Generationenverhältnis von einer "wohlwollenden Ambivalenz" gekennzeichnet zu sein, die auch ins Negative kippen könnte. Die Zukunft dieses Verhältnisses wurde von der Mehrheit jedenfalls skeptisch beurteilt.

Seit dieser Untersuchung hat sich die öffentliche Diskussion des Verhältnisses zwischen Alt und Jung insbesondere im Zuge der Auseinandersetzungen um die Pensionsreform und die sich immer deutlicher abzeichnenden Lücken bei der Finanzierbarkeit des Systems der sozialen Sicherung weiter zugespitzt. Es schien daher nicht nur grundlagentheoretisch, sondern auch praktisch - gesellschafts- und sozialpolitisch - durchaus geboten, in einer Nachfolgestudie - neben anderen Fragen - die zentrale Thematik des *allfälligen Wandels des Alten- und Altersbildes und der Generationenbeziehung bzw. des Generationenverhältnisses* zu untersuchen.

Im Untersuchungszeitraum Feber bis Mai 2005 wurde daher im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz ein primär dem Follow-Up der Generationenstudie 1998 gewidmeter Survey über Generationensolidarität in Österreich durchgeführt. Befragt wurden 2.057 Personen (gewichtete auf n=2.000), die Stichprobe ist repräsentativ für die österreichische Bevölkerung im Alter von 18 und mehr Jahren. Dem Verhältnis zwischen Alt und Jung wurde in Bezug auf die beiden Schwerpunkte (a) Familie und (b) Gesamtgesellschaft nachgegangen.

Im Folgenden werden Auswertungsergebnisse zum *Schwerpunkt „Generationenverhältnis“*, d.h. zum Verhältnis zwischen Alt und Jung in der Gesellschaft im Allgemeinen, vorgestellt. Der

Schwerpunkt „Familie“ soll dann in einem weiteren Zwischenbericht behandelt werden.

### Stichprobenbeschreibung

Die Stichprobe für diesen Survey wurde aus der österreichischen Wohnbevölkerung im Alter von über 18 Jahren gezogen. Nicht in die Stichprobe aufgenommen wurden Personen, die nicht in Privathaushalten leben. Das bedeutet insbesondere, dass die in vielen Hinsichten "extremen" Bewohner von Alters- und Pflegeheimen nicht in der Auswahl aufscheinen. Sie machen etwa 3-4 % der über 60jährigen aus. Ihre Situation weicht in den meisten der in der Studie gestellten Fragen extrem vom Durchschnitt ab und müsste eigens untersucht werden.

Es wurden mittels standardisierter Fragebogen insgesamt 2.057 Personen persönlich interviewt, die auf eine Stichprobe von n=2.000 gewichtet wurden. In den wichtigsten demographischen bzw. sozialstatistischen Variablen weicht die Stichprobe von der österreichischen Grundgesamtheit nur innerhalb der vertretbaren Zufallsschwankungen ab, so dass Repräsentativität für die in Privathaushalten lebenden Österreicher/innen im Alter von 18 oder mehr Jahren gegeben ist (vgl. Tabelle 1). Die Erhebung fand im Zeitraum vom 21.2. bis zum 24.5.2005 statt.

**Tabelle 1: Struktur der Stichprobe im Vergleich mit der entsprechenden österreichischen Bevölkerung, hochgerechnet auf der Basis der Mikrozensus 1998/2\***

Merkmal	Stichprobe		Österr. Bevölkerung, 18+ Jahre, 1998
	ungewichtet (n=2.025)	gewichtet (auf n=2.000)	
Geschlecht			
weiblich	55,1%	52,0%	52,5%
männlich	44,9%	48,0%	47,5%
Alter			
bis 30	21,7%	24,0%	22,2%
31-45	30,9%	30,9%	29,2%
46-60	29,8%	23,3%	23,8%
61 und älter	17,7%	21,9%	24,9%

Fortsetzung nächste Seite

Merkmal	Stichprobe		Österr. Bevölkerung, 18+ Jahre, 1998
	ungewichtet (n=2.025)	gewichtet (auf n=2.000)	
Familienstand			
ledig	20,6%	18,3%	26,7%
verheiratet/Lebensgemeinschaft	62,1%	66,6%	57,7%
geschieden/getrennt	8,7%	6,7%	9,5%
verwitwet	8,6%	8,3%	6,1%
Höchste abgeschlossene Schulbildung			
Volks-/Hauptschule	15,2%	16,0%	31,2%
Berufsbildende Pflichtschule	38,3%	41,3%	38,1%
Berufsbildende mittlere Schule	17,9%	18,3%	10,4%
AHS/BHS	17,6%	15,3%	12,2%
Fachhochschule o.ä., Universität	10,9%	9,1%	9,1%
Bundesland			
Vorarlberg	4,1%	4,2%	3,9%
Tirol	7,6%	7,8%	7,9%
Salzburg	6,6%	6,3%	6,1%
Oberösterreich	16,8%	16,8%	16,9%
Kärnten	8,1%	7,4%	7,3%
Steiermark	14,5%	14,9%	15,7%
Burgenland	3,2%	3,4%	3,7%
Niederösterreich	19,4%	19,2%	19,6%
Wien	19,7%	20,0%	18,9%
Ortsgröße			
- 1.000 Einwohner	2,1%	2,0%	4,8%
- 2.000 Einwohner	17,7%	18,2%	17,4%
- 3.000 Einwohner	7,8%	7,7%	12,2%
- 5.000 Einwohner	15,6%	15,7%	11,9%
- 10.000 Einwohner	10,4%	10,2%	11,3%
- 20.000 Einwohner	8,5%	8,1%	7,4%
- 50.000 Einwohner	7,0%	6,9%	5,3%
- 1 Mio Einwohner	11,3%	11,1%	10,9%
- Wien	19,7%	20,0%	18,9%

\* Stichprobengröße des Mikrozensus: n = 61.302, Hochrechnung auf 5.772.790 18-jährige Österreicher/innen

Für alle Prozentangaben im Folgenden ist festzuhalten: Da es sich um eine (Zufalls-)Stichprobe handelt, gelten die Prozentangaben zunächst nur für diese Auswahl. Es lässt sich aber - mit einer angebbaren "Irrtumswahrscheinlichkeit" und unter Berücksichtigung der Stichprobengröße, hier:  $n=2.000$  - für jeden Prozentsatz berechnen, innerhalb welcher Grenzen der entsprechende Anteil für die Bevölkerung liegen dürfte. Gaben z.B. 40% der Befragten an, es überwiege im Verhältnis zwischen Jung und Alt „das Trennende“, so lässt sich mit 5-prozentiger "Irrtumswahrscheinlichkeit" bzw. mit 95-prozentiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass in der Gesamtbevölkerung der 18+jährigen  $40\% \pm 2,2\%$ , also zwischen 37,8% und 42,2% diese Haltung einnehmen. Je weiter sich der in der Stichprobe beobachtete Prozentsatz von 50 % entfernt, desto enger sind die Grenzen in der Gesamtbevölkerung (z.B. läge der entsprechende Anteil in der Bevölkerung bei einem Stichprobenergebnis von 20% nur mehr zwischen  $20\% \pm 1,8\%$ ).

Diese Grenzen gelten allerdings nur für jene Aussagen, die sich auf die Gesamtstichprobe beziehen. Aussagen über sehr kleine Untergruppen der Stichprobe, beispielsweise über die verwitweten Männer über 75, gehen zwangsläufig von viel kleineren Zahlen aus, so dass der "Vertrauensbereich", d.h. die Grenzen, innerhalb derer der "wahre" Prozentsatz in der Grundgesamtheit (Bevölkerung) liegen dürfte, rechnerisch-statistisch zu breit wird, um ihn noch sinnvoll "hochzurechnen". Handelt es sich etwa nur mehr um hundert Personen in der Stichprobe, von denen auf die entsprechende Gesamtgruppe in der Bevölkerung geschlossen werden sollte, dann beträgt die Schwankungsbreite bereits bis zu plus/minus zehn Prozent.

Der folgende Text ist daher bemüht, nur dann Formulierungen zu verwenden, die auf die Gesamtgruppe in der Bevölkerung Bezug nehmen, wenn die Zahlenbasis groß ist - also vor allem dann, wenn der Aussage die gesamte Stichprobe zugrunde liegt. An-

dernfalls wird eher von "den Befragten" gesprochen, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass die Zahlenangabe zwar einen korrekten Eindruck von der Größenordnung in der jeweiligen Bevölkerungsgruppe vermittelt, wegen der mutmaßlichen Zufallschwankungen aber nicht allzu "wörtlich" genommen werden darf. Um Interpretationsfehlern vorzubeugen, sei auch betont, dass keine zusammengehörigen Personen befragt wurden (etwa Vater-Tochter, Großmutter-Enkel), sondern alle Interviewpartner/innen unabhängig voneinander in die Stichprobenauswahl gelangten. Die Daten eignen sich daher nicht für eine wechselseitige Validierung der aufeinander bezogenen Aussagen (z.B. Übereinstimmung oder Dissens).

### ***Das gesamtgesellschaftliche Verhältnis der Generationen***

Die Beziehung zwischen den Generationen wird heute vorwiegend kritisch eingeschätzt, insbesondere in der "öffentlichen", präziser: veröffentlichten, Meinung, also vor allem in den Darstellungen der Massenmedien, wie: Fernsehen und Zeitungen bzw. Zeitschriften. Die wachsenden Finanzierungsprobleme der Pensionen und des Gesundheitswesens aufgrund der Bevölkerungsentwicklung, aber auch der gesellschaftliche Wertewandel und die zunehmende Differenzierung der Lebensstile und Lebensformen haben die Auffassung genährt, dass zwischen Alt und Jung massive Spannungen bestünden, und für die Zukunft erwarten manche Kommentatoren, dass diese Spannungen sich sogar zu einem massiven Konflikt zwischen den Generationen auswachsen könnten. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Wochenzeitschrift „FORMAT“ beschwor in der Ausgabe Nr. 36 vom 5. September 2003 einen „Krieg der Generationen“ und ließ dazu - neben einer Umfrage - einige mehr oder weniger ausgewiesene Experten zu Wort kommen, die - so das FORMAT - darin einig waren: „Alte ohne Verständnis, Junge ohne Lobby, so der monotone Klagechor“ (Steinbauer & Pesendorfer, 2003: 24). Der deutsche Sozialpolitik- und Wirtschaftswissenschaftler Winfried Schmähl führt für

Deutschland eine Reihe solcher Beispiele an und deutet an, dass hinter dieser „Krisenrhetorik“, die i.d.R. Partei für die Jungen ergreift (typische Schlagzeilen: „wie die Alten die Jungen ausplündern“, „Zechpreller zu Lasten unserer Kinder“), handfeste ökonomische, teils auch politische, Interessen stehen. Es wird dann meistens eine neue Balance reklamiert, für die mittels dieser Krisenrhetorik Stimmung gemacht wird. Allerdings: „Ob derartige Analysen ein zutreffendes Bild der Realität zeichnen und welche Interessen damit möglicherweise verbunden sind, solche Fragen werden öffentlich kaum gestellt“ (Schmähl, 2002: 306).

Angesichts seriöser sozialgerontologischer Studien im In- und Ausland sind derartige Generationenkriegsbefunde tatsächlich höchst fragwürdig. Wenn man das Verhältnis zwischen Jung und Alt untersucht, stößt man vielmehr regelmäßig auf eine ambivalente Haltung: Während das *eigene, persönliche Verhältnis zur jeweils anderen Generation* als *ausgesprochen positiv* empfunden und beschrieben wird, fällt die *gesamtgesellschaftlich bezogene Einschätzung des intergenerationellen Klimas eher negativ* aus. In einer Studie in Deutschland beurteilten die Befragten "das gegenwärtige Verhältnis zwischen Jung und Alt in Deutschland" mit Schulnoten zwischen 1 und 6. Dabei kam die sehrmäßige Durchschnittsnote von etwa 3,5 heraus. Ihr eigenes, persönliches Verhältnis zur jeweils anderen Generation benoteten die Befragten dagegen im Durchschnitt mit guten 2,2 (Ueltzenhöffer 1999, 30).

### **Konfliktfelder**

Ein ähnliches Muster zeigt die aktuelle Generationenstudie: 53% der Österreicher/innen glauben, dass es "in den Familien" häufig Konflikte zwischen Alt und Jung gebe. Die Beziehung zu ihren eigenen (erwachsenen) Kindern stufen die Eltern auf einer 11-teiligen Skala (von 0 bis 10) im Mittel aber mit 8,5 Punkten ein – ein deutlich positiver Wert. Die erwachsenen

Kinder bewerten umgekehrt ihre Beziehung zur Mutter mit ebenfalls guten durchschnittlichen 7,8 Punkten und zum Vater mit immerhin akzeptablen 7,1 Punkten.

Aber auch für die – mit größerem Konfliktrisiko behaftete – *gesamtgesellschaftliche Beziehung zwischen Alt und Jung* gilt jedenfalls, dass eine *ausgeprägte Altenfeindseligkeit* („Ageism“ in Anlehnung an den „racism“) *in der österreichischen Bevölkerung nicht besteht*. Nur 10% aller 18+jährigen Österreicher/innen nehmen die Älteren (60+jährigen) überhaupt als eine Gruppe wahr, die *häufig in familiäre Generationenkonflikte involviert* ist. Dagegen finden 56%, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen (d.h. die bis 30jährigen) die Hauptbeteiligten an solchen Konflikten seien. Der Vergleich dieser Daten mit den Erhebungsergebnissen vor sieben Jahren zeigt in Bezug auf die Älteren eine bemerkenswerte Stabilität, denn auch damals waren gerade 10% der 18+jährigen, also genau so viele wie heute, der Meinung gewesen, die 60+jährigen wären häufig in familiäre Generationenkonflikte verwickelt. Bei der Einschätzung hinsichtlich der Jungen fiel der Anteil derer, die eine häufige Beteiligung unterstellten, in diesem 7-Jahres-Zeitraum um 14 Prozentpunkte von 70% im Jahre 1998 auf 56% im Jahre 2005; einerseits sind damit die Jungen im kollektiven Urteil der Bevölkerung jedenfalls wesentlich konflikthanfälliger als die Alten, andererseits deutet die merkliche Abnahme ihrer Nennungshäufigkeit jedenfalls nicht auf eine schärfere Ausprägung generationeller Spannungen im gesamtgesellschaftlichen Kontext, sondern sogar auf eine *Entspannung* hin.

### **Keine Evidenz für Feindseligkeit im Generationenverhältnis**

Gegenseitige einseitige Schuldvorwürfe sind ausgesprochen selten. Drei von vier Österreicher/inn/en meinen, wenn es denn einmal zu Konflikten und Verständnisschwierigkeiten zwischen den Generationen komme, dann liege es an Älteren und Jüngeren gleichermaßen. Nur 2% sehen die alleinige Schuld bei den Jün-

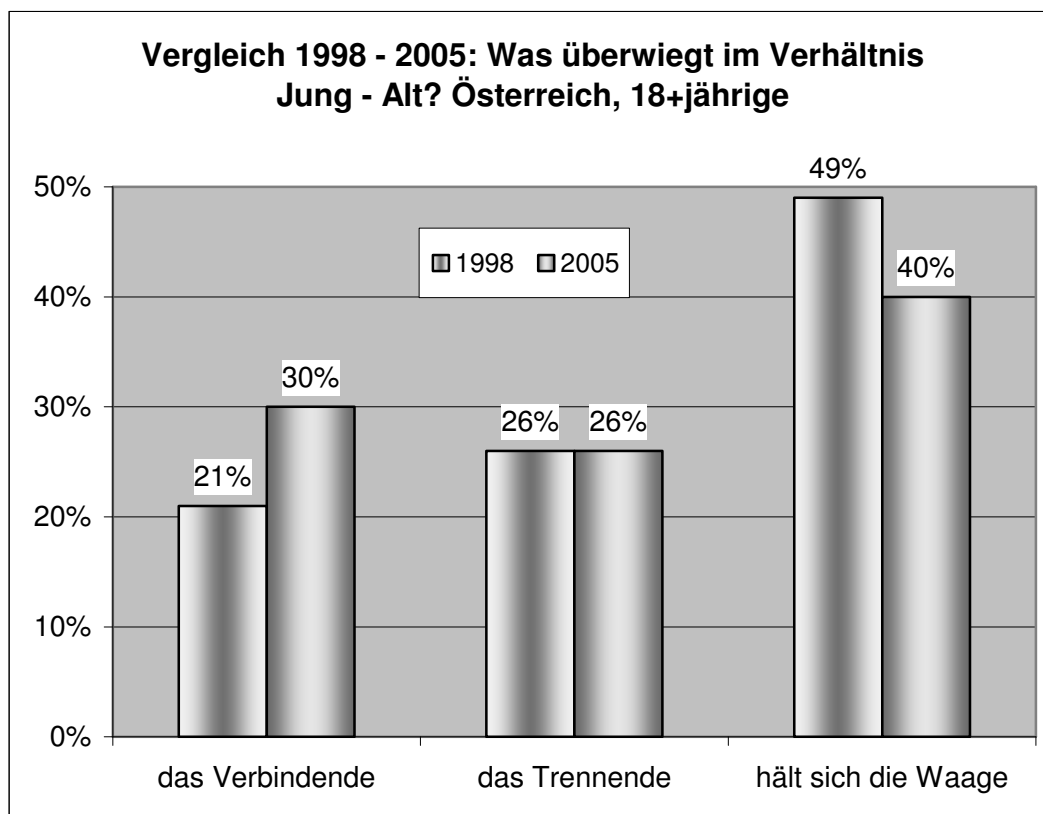
geren, weitere 2% bei den Älteren. Wobei besonders hervorzuheben ist, dass auch die Alten und die Jungen keine Tendenz zeigen, die Schuld der jeweils anderen Generation zuzuschieben. Gegenüber der Befragung im Jahre 1998 ist ein leichter Rückgang beim Anteil derer festzustellen, die eine allfällige „Schuld“ am Alt-Jung-Konflikt als völlig ausgewogen einstufen, doch ist der Unterschied nicht gravierend: 1998 waren 80% der Meinung gewesen, im Falle von Konflikten wären Alte wie Junge gleichermaßen „schuld“ daran, nunmehr sind es drei Viertel.

Umso bemerkenswerter stellt sich dafür die Einschätzung des gesamtgesellschaftlichen intergenerationellen „Großklimas“ und die Entwicklung dieser Einschätzung in den letzten sieben Jahren dar. Sowohl 1998 als auch 2005 wurde die Frage gestellt:

*FOLIE „Wenn Sie einmal die Gesellschaft als ganze betrachten: Überwiegt heute im Verhältnis zwischen Alt und Jung eher das Verbindende, also die Solidarität zwischen den Generationen, oder überwiegt eher das Trennende, also Spannungen und Konflikte zwischen den Generationen?“.*

FOLIE Ergebnis: Nur ein Viertel der Österreicher/innen vertritt die Auffassung, im Verhältnis zwischen Alt und Jung überwiege das Trennende; 30% meinen sogar, es überwiege das Verbindende, die übrigen (vier von zehn) sehen eine ausgeglichene Bilanz zwischen Trennendem und Verbindendem. Widerspricht schon dieses Querschnittsergebnis deutlich den zitierten Generationenkriegsdiagnosen, so liefert der zeitliche Vergleich sogar Evidenz für den ganz und gar nicht selbstverständlichen Umstand, dass trotz der hitzigen Debatten der letzten Jahre um die Belastungen der Jungen durch die Pensionen bzw. Pensionssicherungsmaßnahmen und trotz der von einigen Lobbys, Parteien und Massenmedien geschürten Konfliktspekte sogar ein *Rückgang der Konfliktwahrnehmungen* zu verzeichnen ist.

Abbildung 1: Entwicklung der Wahrnehmung des gesellschaftlichen Generationenverhältnisses durch die 18+jährigen Bevölkerung in Österreich. (1998: n=1.000, 2005: n=2000)



Der Anteil derjenigen, die die Meinung vertreten, in der österreichischen Gesellschaft überwiege im Verhältnis von Alt und Jung das Trennende, war vor 7 Jahren ebenso groß wie heute: ein Viertel der erwachsenen Bevölkerung; während aber 1998 der Anteil derer, die die gegenteilige Auffassung vertraten, es überwiege das Verbindende zwischen den Generationen, mit einem Fünftel kleiner war als der Anteil der Konfliktorientierten, hat sich diese Verhältnis nunmehr umgekehrt: Jene, die eine Dominanz generationenkohäsiver Tendenzen sehen, nahmen von 21% auf 30% zu.

Erwartungsgemäß ist das Urteil der Jungen zu diesem Thema kritischer als das der Älteren. Überwiegt aus der Sicht der bis 30jährigen bei 25% das Verbindende, so sind es bei den 60- und Mehrjährigen sogar 37%; das Trennende überwiegt bei den Jungen etwas häufiger als das Verbindende, nämlich bei 29%, während nur 21% der Älteren das Trennende zwischen Jung und Alt als

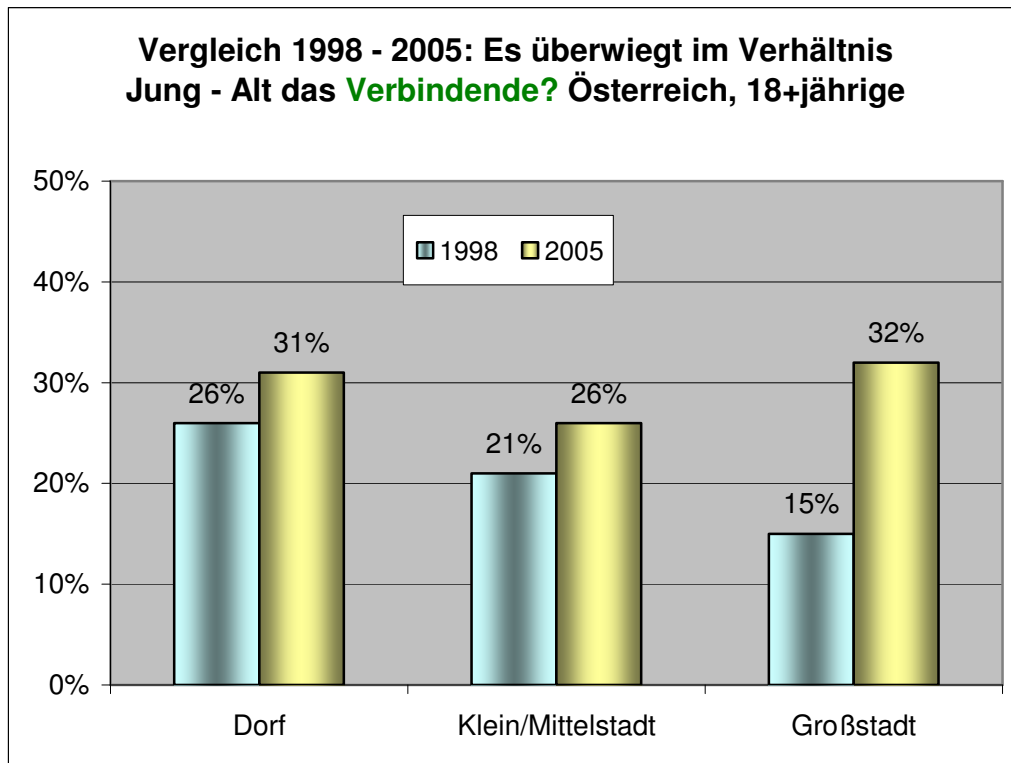
überwiegend wahrnehmen. Nichtsdestoweniger ist unübersehbar, dass die zentrifugalen Kräfte im Generationenverhältnis sehr deutlich in der Minderheit sind.

Viel bedeutsamer erscheint in diesem Zusammenhang aber, dass kein Trend zum Auseinanderdriften der Altersgruppen bemerkbar ist, sondern im Gegenteil die zentripetalen bzw. kohäsiven Kräfte sogar zugenommen zu haben scheinen: bei den bis 30jährigen nahm die Wahrnehmung eines Überwiegens des Verbindenden zwischen 1998 und 2005 von 21% auf 25%, bei den über 60jährigen sogar von 28% auf 37% zu.

Diese Zunahme des Anteils derer, die im Generationenverhältnis ein Überwiegen der Solidaritätstendenz sehen, gilt für *alle* Bildungsschichten – am höchsten ist sie unter den Akademiker/inn/en, wo sich der entsprechende Prozentsatz von 19% (1998) auf heute 30% erhöhte, bzw. bei denen sich der Anteil derer, die primär das Trennende vorherrschen sehen, von 25% auf 20% reduzierte.

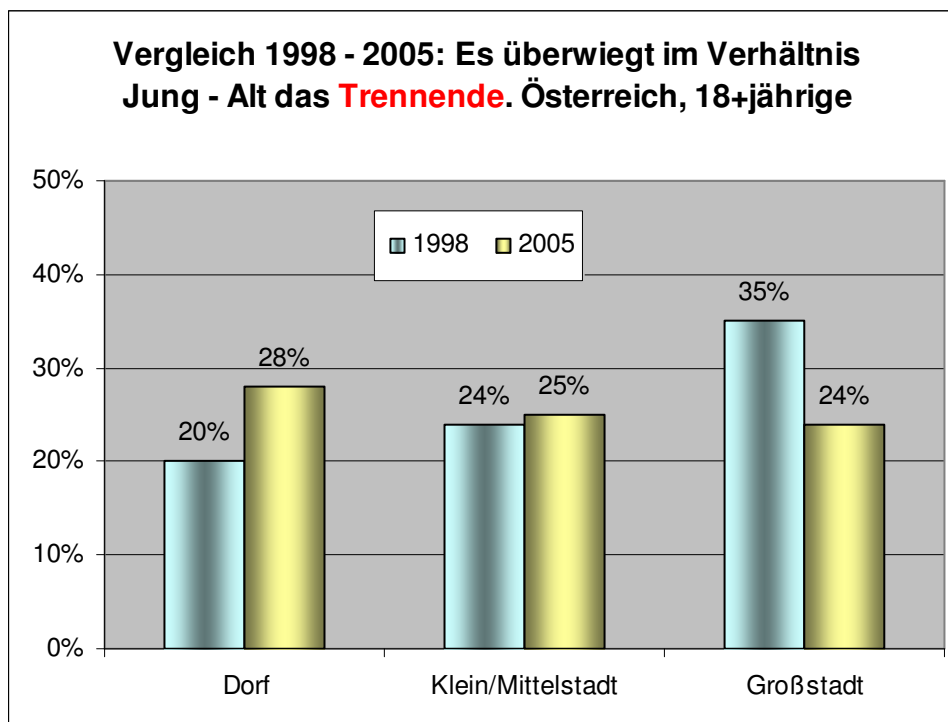
In der Untersuchung im Jahre 1998 ließen die Daten einen Trend erkennen, wonach im urbanen, zumal großstädtischen Bereich die Haltung deutlich konflikthafter geprägt war als im ländlich-agrarischen Bereich. Nur 20 % der Dorfbewohner, aber 35 % der Großstädter waren der Auffassung gewesen, dass das Trennende zwischen den Generationen überwiege. In der nunmehrigen Erhebung kommt dieser Trend völlig zum Verschwinden, wobei zugleich sowohl in den Wohngebieten mit Dorfcharakter, in jenen mit Klein- bzw. Mittelstadtcharakter als auch in jenen mit Großstadtcharakter die *Hervorhebung des Verbindenden* zwischen Alt und Jung zunahm – im großstädtischen Lebensraum allerdings wesentlich stärker als im dörflichen Raum.

Abbildung 2: Entwicklung der Wahrnehmung des Verbindenden im gesellschaftlichen Generationenverhältnis durch die 18+jährigen Bevölkerung in Österreich (1998: n=1.000, 2005: n=2000)



Allerdings entspricht diesem Muster nicht eine komplementäre Wahrnehmung des Trennenden: Im dörflichen Bereich könnte man von einer verstärkten Ausprägung der Polaritäten sprechen, denn mit der vermehrten Nennung des „Verbindenden“ geht eine ebenfalls vermehrte Nennung des „Trennenden“ einher; im klein- und mittelstädtischen Raum hat sich nur wenig verändert, dafür umso mehr im großstädtischen: Es kam hier nicht nur zur häufigeren Wahrnehmung des Verbindenden, sondern zugleich zu einer deutlichen Abnahme des Anteils derjenigen, die das Trennende hervorheben. Diese Tendenzen sind der folgenden Abbildung 3 zu entnehmen.

Abbildung 3: Entwicklung der Wahrnehmung des Trennenden im gesellschaftlichen Generationenverhältnis durch die 18+jährige Bevölkerung in Österreich (1998: n=1.000, 2005: n=2000)



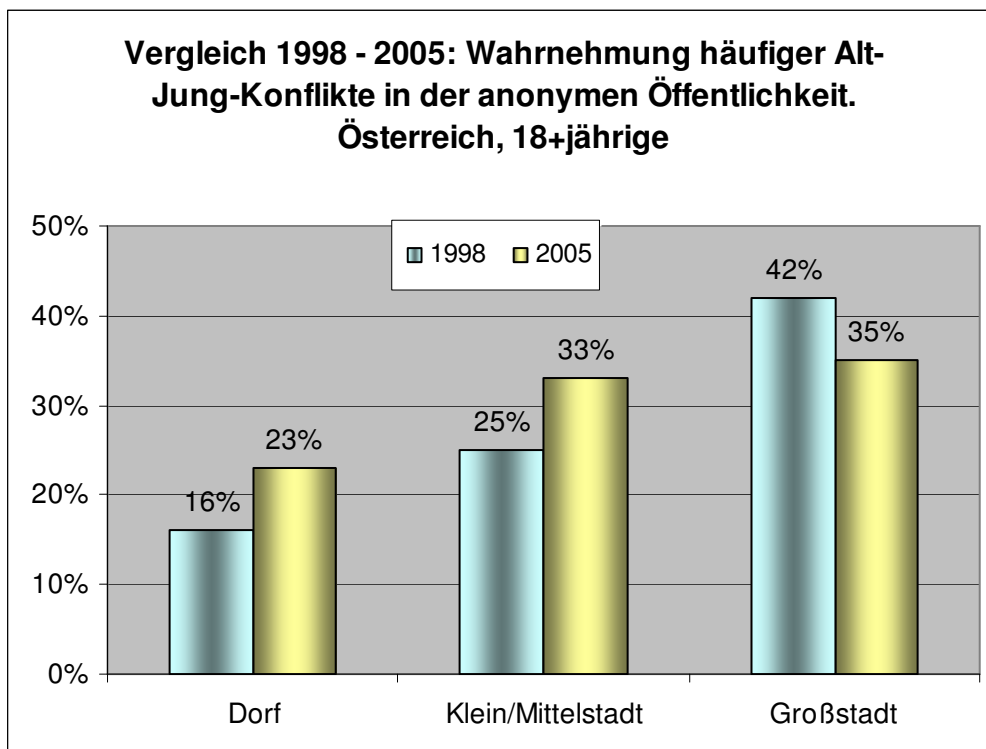
Überhaupt ist als bemerkenswertes Umfrageergebnis festzuhalten, dass - auf Bundesländerebene betrachtet - Wien den niedrigsten Anteil an Personen aufweist, die der Meinung sind, es überwiege im Alt-Jung-Verhältnis das Trennende (21%), während dieser Anteil in Tirol mit 41%, gefolgt von Vorarlberg mit 36%, am höchsten ist (ansonsten ist jedoch kein West-Ost-Gefälle bemerkbar). Noch im Jahre 1998 war Wien mit 34% Negativnennungen deutlich vor allen anderen Bundesländern gelegen, und gerade Tirol und Vorarlberg waren mit gerade 16% jene Bundesländer gewesen, für die die geringste Nennungshäufigkeit zu verzeichnen gewesen war.

Wenn sich also im betrachteten 7-Jahres-Zeitraum eine - durchaus unerwartete - Verbesserung des gesamtgesellschaftlichen Generationenverhältnisses abzuzeichnen scheint, so gilt es zu betonen, dass dieser Prozess mit einer Umstrukturierung der sozialräumlichen Komponenten einhergeht: Während sich im agrarisch-dörflichen Bereich eine gewisse Zunahme des Konfliktpotenzials andeutet, wird diese Tendenz im städtischen, zumal

großstädtischen Bereich mehr als kompensiert zugunsten einer Zunahme integrativer Indikatoren.

Zwar gilt nach wie vor, dass (Groß-)Städte in einem höheren Maße anonyme Begegnungsräume sind als Dörfer, wo die persönliche gegenseitige Bekanntschaft vorherrscht, so dass dort (also im urbanen Gebiet) Typisierungen, Klischees und Vorurteile leichter wirksam und verhaltensrelevant werden. Tatsächlich werden intergenerationelle Konfliktsituationen in der anonymen Öffentlichkeit umso wahrscheinlicher wahrgenommen, je höher der Verstädterungsgrad der Lebensumwelt der Befragten ist: 23% der Dorfbewohner, 33% der Bewohner von Klein- und Mittelstädten und 35% der Großstädter berichten, nach ihrer Erfahrung komme es in der anonymen Öffentlichkeit häufig zu Jung-Alt-Konflikten. Doch dieses Muster eines urban-rural-Gefälles im intergenerationellen Konfliktklima ist in der Zeit seit 1998 erheblich abgeflacht und viel weniger stark ausgeprägt als vor sieben Jahren. Abbildung 4 zeigt diese Tendenz.

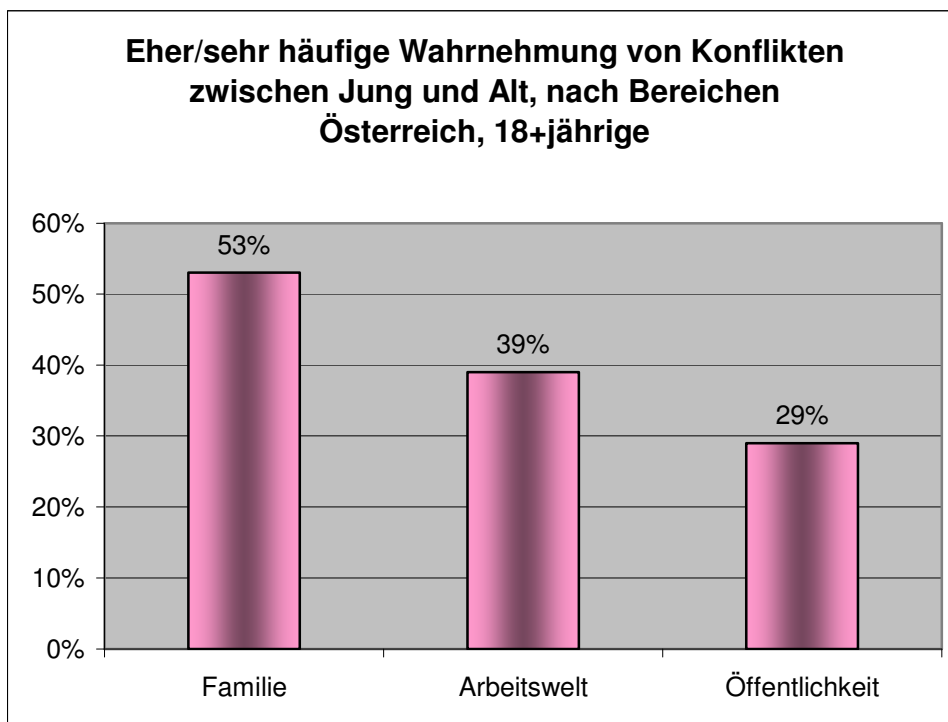
**Abbildung 4: Entwicklung der Wahrnehmung von Generationenkonflikten in der anonymen Öffentlichkeit, Vergleich Dorf - Klein/Mittelstadt - Großstadt (1998: n=1.000, 2005: n=2000)**



## Konflikte in der Arbeitswelt

Was die Häufigkeit von Generationenspannungen in der Wahrnehmung der Befragten betrifft, so nimmt die Berufs- und Arbeitswelt zwischen der Familie und der anonymen Öffentlichkeit die Mittelstellung ein. Konflikte nimmt man am ehesten in den Familien wahr (wobei nochmals darauf hinzuweisen ist, dass es sich dabei nicht um Konflikte in der eigenen Familie handeln muss, sondern dass es sich um eine Mischung aus tatsächlicher Wahrnehmung und Projektionen handelt), es folgt die Arbeitswelt und an dritter Stelle folgt die „anonyme Öffentlichkeit“ (also anonyme Begegnungs-Settings wie „auf der Straße“, „beim Einkaufen“ u.dgl.m.).

**Abbildung 5: Intergenerationelle Konfliktfelder: Sehr/eher häufig wahrgenommene Konflikte zwischen Jung und Alt. (1998: n=1.000, 2005: n=2000)**



Auch in Bezug auf das *Konfliktfeld Berufs-/Arbeitswelt* ergab sich im Vergleich mit 1998 kaum eine Veränderung. 1998 waren 40% der erwachsenen Bevölkerung Österreichs der Ansicht gewesen, im Beruf bzw. in der Arbeitswelt käme es eher oder sehr häufig zu Konflikten zwischen den Älteren und den Jüngeren, in

der jetzigen Studie ist der entsprechende Prozentsatz mit 39% praktisch identisch. Die über 60jährigen spielen in diesem Konfliktfeld naturgemäß kaum eine Rolle als Kontrahenten – nur 3% aller Befragten nennen sie (genau so wie 1998). Als die am stärksten beteiligte Altersgruppe erweist sich hier die der jungen Erwachsenen, die von 27% aller 18+jährigen angegeben wird; von 24 % wird an zweiter Stelle die mittlere Generation (35-60jährige) genannt, und mit 12% folgen die Jugendlichen. Das bedeutet eine geringfügige Zunahme bei der mittleren Generation (von 22% auf 24%) und eine massive Abnahme bei den Jugendlichen (von 22% auf 12%).

Es scheint auch gerechtfertigt, nicht nur die Bedrohung der Älteren durch Jüngere (oder die Betriebsleitung) zu betrachten, sondern den Blick auch auf die umgekehrte Richtung zu wenden. Wenn etwa festgestellt wurde, 21% der 46-60jährigen fühlten sich durch Jüngere sehr oder eher aus Altersgründen unter Druck gesetzt, so ist komplementär dazu festzuhalten, dass sich ein ebenso großer Prozentsatz der bis 30jährigen sehr oder eher in ihrer Karriere von älteren Kolleg/inn/en gebremst bzw. behindert fühlen. Aber auch 11% der älteren Arbeitnehmer beklagen sich in dieser Hinsicht.

In der Studie wurde auch die Möglichkeit berücksichtigt, dass die Diskriminierung nicht so sehr von der Konkurrenz unter Arbeitskolleg/inn/en ausgehe, aber „von oben“ passiere. Zumindest in der Wahrnehmung durch die Arbeitnehmer geschieht eine solche allfällige Diskriminierung jedenfalls in einem geringeren Ausmaß wie jene unter Kolleg/inn/en: Es bemängeln 3% der 46-60jährigen, in ihrem Betrieb gebe oder gab es von Seiten ihrer Vorgesetzten oder der Betriebsleitung negative Anspielungen oder Druck auf sie wegen ihres Alters, und zwar „sehr“; weitere 6% „etwas“, zusammen also 9%. Dieser Prozentsatz erscheint angesichts der behaupteten „Spitzenposition“ Österreichs bei der „Altendiskriminierung“ älterer Arbeitnehmer als gering. Überdies muss konstatiert werden, dass auch 2% der bis

30jährigen meinen, diese Art von Druck würde auf sie „sehr“, und weitere 6%, er würde auf sie „etwas“ ausgeübt werden – also 8% der bis 30jährigen klagen im selben Maße über Altersdiskriminierung wie der fast identische Prozentsatz der 46-60jährigen.

82% der kurz vor der Pensionierung stehenden älteren Arbeitnehmer und der Pensionisten geben an, es wäre im Betrieb kein Druck auf sie ausgeübt worden, bald in Pension zu gehen. 1998 waren es sogar 89% gewesen, die keinen Druck empfunden hatten, in Pension zu gehen.

86 der 2.000 Befragten, 33 davon im Alter von 46-60 Jahren, waren zum Zeitpunkt der Erhebung arbeitslos. Damit ist ihre Prozentuierungsbasis zu klein, um sinnvoll hochzurechnen. Eine Tendenz scheint aber doch deutlich zu werden: Erwartungsgemäß geben sie mit größerer Häufigkeit als die anderen Erwerbstätigen an, ihr Alter hätte beim Verlust ihres Jobs eine „große Rolle“ (20% der 46-60jährigen) oder eine „gewisse, aber nicht entscheidende Rolle“ (22%) gespielt. Erheblich nachteiliger als beim *Verlust* ihres Jobs macht sich aber ihr Alter offenbar beim *Wiederfinden* eines Arbeitsplatzes – es ist also die entscheidende Altersdiskriminierung weniger beim Hinausdrängen als vielmehr beim Einstellen älterer Arbeitnehmer wirksam. 54% der 46-60jährigen Arbeitslosen stimmen nämlich dem Satz zu: „Ja, ich habe wegen meines Alters große Schwierigkeiten beim Finden eines neuen Jobs“, auf weitere 26% trifft laut Selbsteinschätzung der Satz zu: „Mein Alter macht die Jobsuche jedenfalls schwieriger, ist aber nicht entscheidend“.

### **Die Älteren gelten nicht als privilegierte Gruppe**

Ältere Menschen gelten in Österreich nach wie vor nicht als eine privilegierte Gruppe.<sup>1</sup> Von Generationenneid, wie er in Me-

---

<sup>1</sup> Tatsächlich gehören die Pensionistenhaushalte nach wie vor zu den tendenziell gefährdeten Haushalten. So wird im letzten Sozialbericht des Ministe-

dien immer wieder beschworen wird, kann also keine Rede sein. Nur 6% der erwachsenen Bevölkerung meinen, die Bedürfnisse und Interessen älterer Menschen würden in Österreich „viel“ oder „eher zu viel“ berücksichtigt. Nicht weniger als 42% vertreten sogar die Auffassung, diese Bedürfnisse und Interessen würden „eher“ oder „viel zu wenig“ berücksichtigt, und die Hälfte steht auf dem Standpunkt, sie würden gerade ausreichend berücksichtigt werden. Und trotz der überwiegenden Tendenz in der massenmedialen Aufbereitung der Thematik, die Älteren als Profiteure der gegenwärtigen Entwicklungen erscheinen zu lassen, hat sich im Verlauf der letzten sieben Jahre der Anteil derjenigen, die eine unzureichende Berücksichtigung der Interessen und Bedürfnisse der älteren Generation konstatieren, merklich erhöht – von 32% 1998 auf 42% heute; es stieg zwar auch ein wenig der Anteil derer, die eine übermäßige Berücksichtigung der Älteren feststellen, aber diese Erhöhung ist mit zwei Prozentpunkten (von 4% auf 6%) unbedeutend.

Natürlich sind Junge eher als Alte der Meinung, die Interessen der Älteren würden zu viel berücksichtigt, dennoch sind es auch unter den bis 30jährigen bloß 8%, die diese Auffassung vertreten; bei den 46-60jährigen sind es 5%, und von den über 60jährigen finden nur noch 1%, ihre Interessen würden in unserer Gesellschaft übermäßig zum Zuge kommen. Und selbst die bis 30jährigen meinen zu 40%, die Bedürfnisse und Interessen der Älteren kämen zu kurz, und liegen damit nur 8 Prozentpunkte niedriger als die über 60jährigen. Auch in dieser Hinsicht lässt sich also kaum ein Klima intergenerationeller Feindseligkeit oder Missgunst aus den Daten herauslesen.

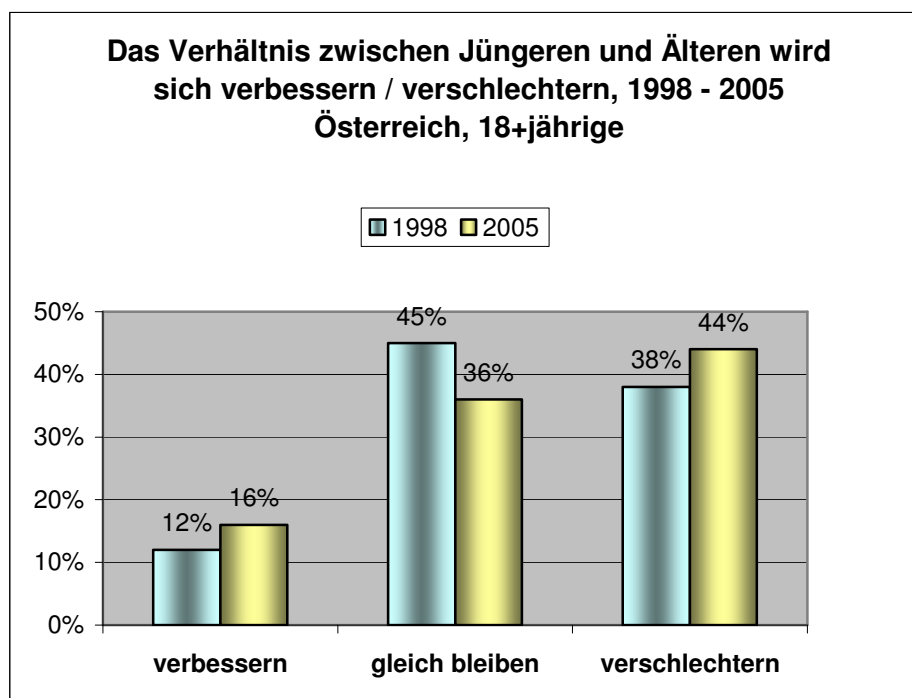
---

riums darauf hingewiesen, dass die „Armutgefährdung für Haushalte, deren Haupteinkommensquelle Pensionen sind, (...) mit 17% höher als für Haushalte ohne Pension (ist). Das mittlere Einkommen dieser Gruppe liegt aber relativ nahe an der Armutgefährdungsschwelle.“ (Sozialbericht 2003-2004, 2004: 21).

## Skepsis bezüglich der Zukunft des Generationenverhältnisses

Das bedeutete allerdings nicht, dass man deshalb optimistisch in die Zukunft blickte, was das Verhältnis zwischen Alt und Jung in der Gesellschaft betrifft. Eine positive Zukunftsperspektive vertreten nur 16% der Österreicher/innen im Hinblick auf das Generationenverhältnis. Sie vermuten, in den nächsten zwanzig Jahren werde sich das Verhältnis zwischen den jüngeren Generationen und den älteren stark oder zumindest „eher“ verbessern. Dem stehen immerhin 44% Pessimisten gegenüber, die meinen, dieses Verhältnis werde sich stark oder eher verschlechtern; 36% gehen von einem Fortbestand des Status quo aus. Im Vergleich zu 1998 ist eine stärkere Akzentuierung sowohl der pessimistischen, skeptischen, als auch der optimistischen Zukunftseinschätzung festzustellen. Es gibt jetzt sowohl mehr Skeptiker als auch mehr Optimisten – zu Lasten der Mittelkategorie derer, die meinen, es werde so bleiben wie heute:

**Abbildung 6: Zukunftserwartungen bezüglich des Generationenverhältnisses, Entwicklung zwischen 1998 und 2005. Österreich (1998: n=1.000, 2005: n=2000)**



Wie schon in der 1998er Untersuchung sind die Jüngeren in ihrer Zukunftseinschätzung des Generationenverhältnisses selte-

ner skeptisch als die älteren Gruppen. Die unter 30jährigen erwarten zu 39% eine *Verschlechterung*, die 61-und-Mehrjährigen zu 48% (die positiven Zukunftserwartungen verhalten sich entsprechend komplementär). Auch diese beiden Gruppen sind im Längsschnittvergleich durch eine stärkere Akzentuierung der Polarität „Verbessern-Verschlechtern“ betroffen: 1998 hatten nur 32% eine Verschlechterung erwartet, bei den Älteren waren es 40% gewesen. Umgekehrt rechneten 1998 15% der jüngeren Generation mit einer *Verbesserung* des Generationenverhältnisses, heute sind es 23%; die entsprechenden Anteile bei den über 60jährigen sind für 1998: 5% und für 2005: 9%.

### **Wandel des Bildes vom älteren Menschen?**

Im Laufe der letzten Jahrzehnte änderten sich die Charakteristika der älteren Generation grundlegend. Der formale Bildungsgrad verbessert sich ständig, der Gesundheitszustand bzw. die Rüstigkeit der Älteren ebenso, die Älteren sind aktiver und materiell wesentlich besser gestellt als ihre Vorgängergenerationen. Andererseits ist bekannt, dass sich die Bilder, Vorstellungen und Stereotype oftmals länger halten, als dies „objektiv“ gerechtfertigt wäre. Es war daher eines der Anliegen der Studien, festzustellen, ob und in welcher Hinsicht sich auch das Bild des älteren Menschen mit der Zeit entsprechend den „objektiven“ Veränderungen dieser Generation wandelt.

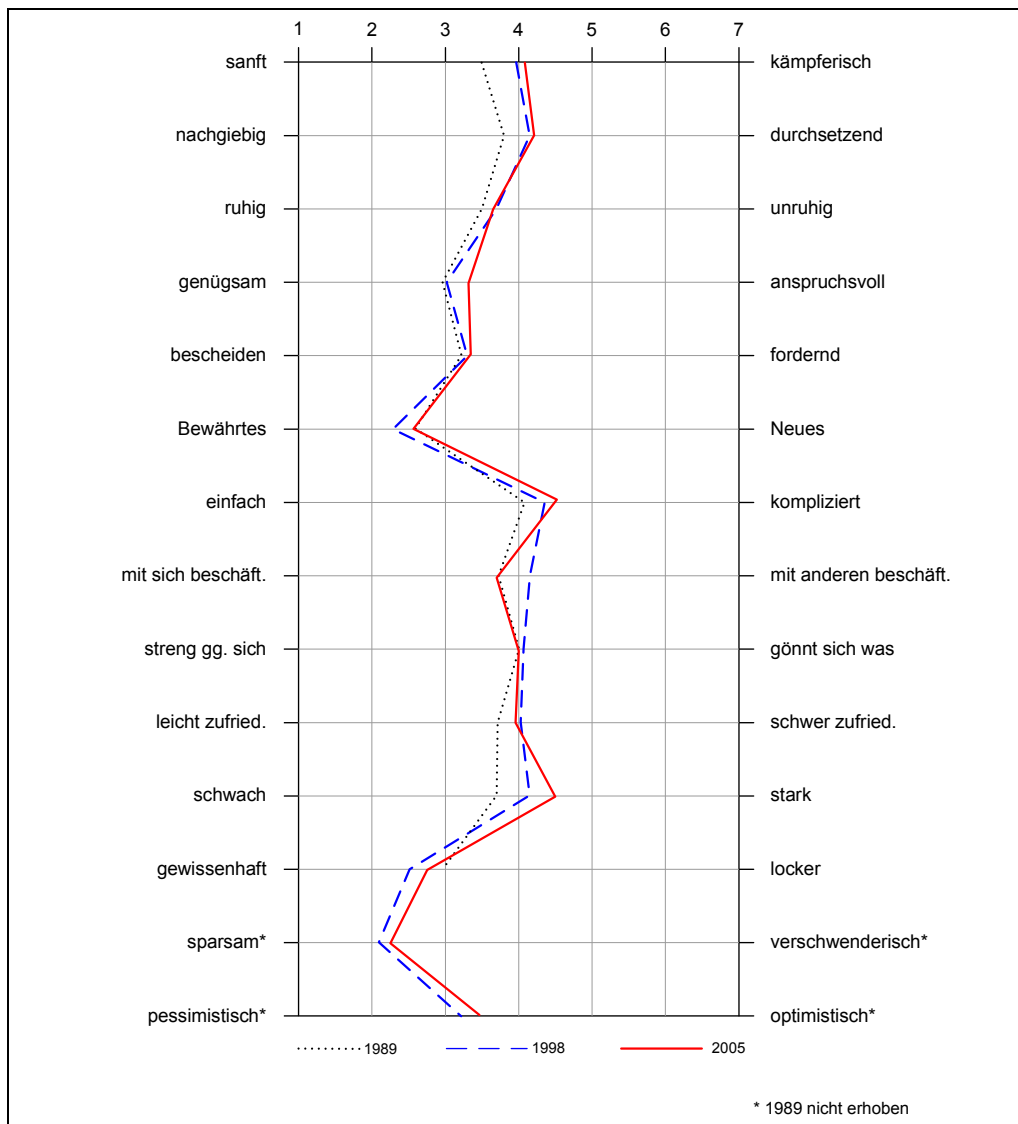
Schon in einer Untersuchung im Jahr 1989 hatte Majce ein Polaritätsprofil zur Selbst- und Fremdeinschätzung von Generationen entwickelt und erstmals in einem Survey erhoben (Majce 1992). In diesem war eine Reihe von Gegensatzpaaren (Eigenschaften) präsentiert worden, wobei die Befragten die Möglichkeit hatten, u.a. "den typischen älteren Menschen" auf einer Skala mit 7 Punkten je nach Nähe zu diesen Polaritäten zu positionieren. Das Profil wurde mit dem Kommentar präsentiert: "Auf dieser Karte stehen einige grundsätzliche Eigenschaften,

mit denen Sie Ihren durchschnittlichen Eindruck von den älteren Menschen einstufen können." Die Polaritäten lauteten im Einzelnen:

kämpferisch	-	sanft
nachgiebig	-	setzt sich durch
ruhig	-	unruhig
anspruchsvoll	-	genügsam
bescheiden	-	fordernd
am Bewährten orientiert	-	am Neuen orientiert
kompliziert	-	einfach
beschäftigt sich gern mit sich selber	-	beschäftigt sich mit anderen Menschen
streng gegen sich	-	gönnt sich etwas
leicht zufrieden zu stellen	-	schwer zufrieden zu stellen
stark	-	schwach
locker	-	gewissenhaft

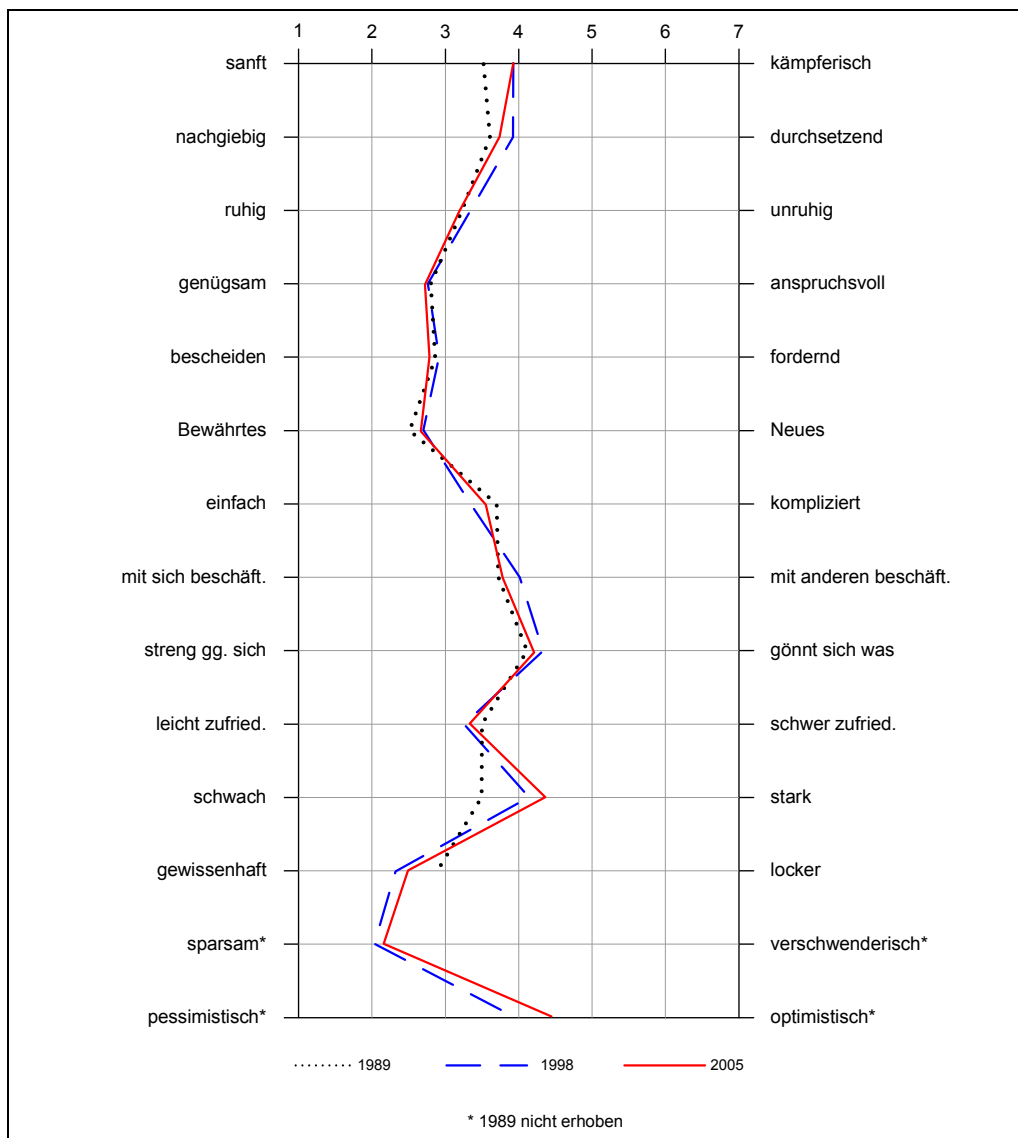
Die folgende Abbildung lässt erkennen, dass sich das Bild vom „älteren Menschen“ in den letzten eineinhalb Jahrzehnten, jedenfalls aus der Sicht der jeweils jüngeren Altersgruppen in der Gesellschaft, nur minimal gewandelt hat. Der bis 40jährigen österreichischen Bevölkerung des Jahres 2005 schwebt beinahe das gleiche Bild vor wie den bis 40jährigen des Jahres 1989. Der „ältere Mensch“ gilt nach wie vor als eher ruhig denn als unruhig, eher genügsam und bescheiden, sehr konservativ, gewissenhaft und sparsam, insgesamt jedenfalls alles andere als bedrohlich. Ein bemerkenswerter Wandel in der Einschätzung trat im 15-Jahres-Zeitraum in praktisch keiner der Dimensionen ein, am ehesten glitt „der ältere Mensch“ in der Fremdeinschätzung durch die Jüngeren auf der Polarität „schwach“-„stark“ signifikant, wenn auch nicht massiv, in Richtung „stark“. Gegenüber der ersten Untersuchung im Jahre 1989 bewegte sich das Altenbild auch etwas stärker in der Richtung „kämpferisch“ und „durchsetzungsfähig“, allerdings nicht gerade eindrucksvoll, und ohne Trend zwischen 1998 und 2005. Insgesamt ist jedoch zweifellos festzustellen, dass das Altenbild außerordentlich stabil geblieben ist.

**Abbildung 7: Polaritätsprofil: Das Bild des „älteren Menschen“ aus der Sicht der bis 40jährigen, Entwicklung über die Jahre 1989, 1998 und 2005. Österreich (1998: n=1.000, 2005: n=2000)**



Auch das Bild „des älteren Menschen“, das in den Köpfen der Älteren selbst vorherrscht (nicht das Selbstbild! Dieses wurde nicht erhoben), blieb im Vergleich zu den Erhebungen in den Jahren 1989, 1998 nahezu gleich. Abbildung 8 zeigt diese hohe Stabilität des Altenbildes auch aus dem Blickwinkel der Älteren, interessanterweise auch hier mit der einzigen Ausnahme der „schwach“-„stark“-Polarität, wo, wie bei den jüngeren Altersgruppen (sogar noch etwas ausgeprägter), ein Trend zu Etikettierung als „stark“ beobachtet werden kann.

**Abbildung 8: Polaritätsprofil: Das Bild des „älteren Menschen“ aus der Sicht der über 60jährigen, Entwicklung über die Jahre 1989, 1998 und 2005. Österreich (1998: n=1.000, 2005: n=2000)**



Die Älteren und die bis 40jährigen entwarfen auch in der gegenwärtigen Untersuchung relativ ähnliche Fremdbilder vom "durchschnittlichen" älteren Menschen. Aus dieser einheitlichen Charakterisierung ist zu schließen, dass, wer einmal im sozialen Definitionsprozess als "älterer Mensch" etikettiert ist, mit einer standardisierten Begegnungsform quer durch alle Altersgruppen rechnen muss. Auf der Grundlage des Polaritätsprofils ist der ältere Mensch übereinstimmend dadurch gekenn-



Zusammenhang mit einer vermuteten unbequemerer Anspruchshaltung, als man sich - als Angehöriger der jüngeren Generation - wünschen würde. Tatsächlich nehmen die Jüngeren den älteren Menschen auch als durchsetzungsorientierter, anspruchsvoller und schwerer zufrieden zu stellen wahr als dies die Älteren tun. Damit sind aber nur Differenzen in der Tendenz genannt, die Unterschiede selbst sind viel zu gering, um von divergierenden Altenbildern sprechen zu können.

### **Resümee**

In Übereinstimmung mit ausländischen empirischen Untersuchungen kann auch für Österreich festgestellt werden, dass das „Generationenverhältnis“, d.h. der im Wesentlichen unpersönliche, vor allem über sozialstaatliche Institutionen vermittelte Zusammenhang der Altersgruppen, nach wie vor nicht von Feindseligkeit und Missgunst geprägt ist. Überraschenderweise scheint im kollektiven Bewusstsein sogar eine Reduktion von Spannungselementen stattgefunden zu haben. Die Älteren werden nach wie vor nicht als ungerechtfertigt privilegierte Gruppe beurteilt, es wird ihnen auch zugestanden, in die allfälligen Generationenkonflikte am wenigsten von allen Altersgruppen involviert zu sein.

Konflikte werden in Familie, Arbeitswelt und anonymer Öffentlichkeit durchaus wahrgenommen, sie nehmen aber offenkundig nur sehr selten eine Größenordnung an, dass sie gegenwärtig ein Gefährdungspotenzial darstellten. Dass auch im Falle von Spannungen nicht destruktive Tendenzen durchschlagen, zeigt beispielsweise das Zugeständnis aller Altersgruppen, die allfällige „Schuld“ an solchen Konflikten ebenso bei sich zu suchen wie bei der Kontrahentengeneration.

Nichtsdestoweniger ist Skepsis bei der Antizipation künftiger Verhältnisse von Alt und Jung vorherrschend. Tatsächlich zeigte schon die Studie im Jahre 1998, dass zwar einerseits den Älteren durchaus konzidiert wurde, tendenziell eher benachtei-

ligt als privilegiert zu sein, dennoch wurden sie im Vergleich mit anderen, jüngeren Gruppen, die ebenfalls als benachteiligt eingestuft wurden, nach hinten gereiht, wenn es um die Frage ging, wer im Falle einer Konkurrenz um knappe Ressourcen prioritär zum Zuge kommen sollte.

Als bemerkenswert kann auch der Befund bezeichnet werden, dass sich im 15-Jahreszeitraum das Bild vom „älteren Menschen“ trotz der durchaus beachtlichen demographischen, soziostrukturellen, aber auch auf individueller Ebene wirksamen Entwicklungen (wie etwa der Verbesserung von Rüstigkeit und Bildungsniveau), die mittlerweile eingetreten sind, nahezu unverändert geblieben ist - und zwar für alle Altersgruppen. Dieses Altenbild lehnt sich immer noch eng an das altbekannte, herkömmliche „Defizitmodell“ an. Von „Neuen Alten“ ist in der öffentlichen Wahrnehmung jedenfalls noch nicht viel zu bemerken.

## ***Die Beziehung zwischen den Generationen in den Familien***

Ein zentraler Befund des Generationensurvey 1998 führte zur Feststellung, dass die Familie, insbesondere die intergenerationellen Beziehungen der Kernfamilie, nach wie vor ein äußerst tragfähiges, solidarisches System der Sicherung gegen Notlagen und Situationen des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs darstellten. Trat Unterstützungsbedürftigkeit auf - und das war bei vier Fünftel der erwachsenen Bevölkerung in den vorangegangenen zwei Jahren der Fall -, dann blieb praktisch niemand ohne ausreichende Hilfe seitens der Familie. Hilfebedarf trat bei den Jüngeren häufiger auf als bei den Älteren. Besonders deutlich wurde das im finanziellen Bereich und bei der Betreuung von Kindern, und es war regelmäßig die Elterngeneration, die primär diesen Hilfebedarf deckte. Zentrale Hilfeperson war die Mutter, bei Dienstleistungen für Personen in höherem Alter spielten auch die Töchter eine wichtige Rolle, wie überhaupt das Helfen eine starke weibliche "Schlagseite" hatte.

Ein Hauptanliegen der gegenwärtigen Untersuchung ist es natürlich, zu überprüfen, ob auch im Familienbereich diese eindrucksvollen Solidaritätsmuster über den Siebenjahreszeitraum hinweg erhalten geblieben waren oder ob es nicht doch zu gewissen Erosionserscheinungen gekommen ist. Immerhin hatte schon 1998 die Mehrheit erwartet, es werde auch in den Familien zu einer Verschlechterung der intergenerationellen Beziehungen kommen, wobei der Einfluss der Massenmedien von mehr als der Hälfte der Bevölkerung als negativ beurteilt wurde.

Zunächst wurden die Strukturvoraussetzungen für Solidaritätshandeln geprüft, nämlich der Umfang und die Komplexität des Verwandtschafts- (und Freundes-)Netzwerks.

## Solidaritätspotential in der Generationenbeziehung

Es waren insgesamt 17 Kategorien von Verwandten (inklusive Ehepartnern und Lebensgefährten) vorgegeben, und es war nicht nach der Anzahl der jeweils vorhandenen Bezugspersonen in den einzelnen Kategorien gefragt worden, sondern nur danach, ob man mindestens eine/n davon habe. Somit wurden nur Auskünfte darüber eingeholt, ob jemand z. B. Schwestern hatte, nicht aber darüber, wie viele.

**Tabelle 2: Verwandten- und Freundeskategorien**

Kategorie der Bezugspersonen	
(UR-)GROSSELTERN	
01	Urgroßmutter
02	Urgroßvater
03	Großmutter
04	Großvater
(STIEF-)ELTERN / SCHWIEGERELTERN	
05	Mutter
06	Stiefmutter
07	Vater
08	Stiefvater
09	Schwiegermutter
10	Schwiegervater
PARTNER / EHEGATTEN	
11	Ehefrau
12	Ehemann
13	Lebensgefährtin/Partnerin
14	Lebensgefährte/Partner
15	geschiedener/getrennt lebender Ehepartner
GESCHWISTER	
16	Brüder
17	Stiefbrüder
18	Schwestern
19	Stiefschwestern
(SCHWIEGER-)KINDER	
20	Söhne
21	Stief-/Adoptivsöhne
22	Töchter
23	Stief-/Adoptivtöchter
24	Schwiegersöhne
25	Schwiegertöchter
(UR-)ENKEL	
26	Enkel (männlich)
27	Enkelinnen
28	Urenkel (männlich)

29	Urenkelinnen
ONKEL / TANTEN/ NICHTEN / NEFFEN	
30	Tanten (nur Schwestern der Mutter oder des Vaters)
31	Onkel (nur Brüder der Mutter oder des Vaters)
32	Nichten
33	Neffen
FREUNDE	
34	Arbeits-/Studienkollegen, mit denen Sie befreundet sind
35	Arbeits-/Studienkolleginnen, mit denen Sie befreundet sind
36	Nachbarn (männlich), mit denen Sie befreundet sind
37	Nachbarinnen, mit denen Sie befreundet sind
38	Sonstige Personen (männlich), mit denen Sie befreundet sind
39	Sonstige Personen (weiblich), mit denen Sie befreundet sind
40	Heimhilfe
41	Hauskrankenpflege
42	Essen auf Rädern
43	Besuchsdienst
44	Sonstiger Sozialdienst
45	Anderes
46	Niemand

Nur 1% der 18+jährigen hat überhaupt keine Verwandten. Die Ausstattung mit *Freunden bzw. Freundinnen* ist etwas weniger dicht: 10% haben überhaupt keine Freunde, weitere 6% nur 1 Freund oder 1 Freundin. Erwartungsgemäß sind die älteren Menschen in dieser Kategorie stark überrepräsentiert: 22% der 61-75-jährigen und 35% der über 75-jährigen haben höchstens einen Freund bzw. eine Freundin.

Eine analoge Tendenz ist in Bezug auf das *Verwandtschaftsnetzwerk* zwar auch vorhanden, aber wesentlich schwächer ausgeprägt. Erst bei den über 80-jährigen ist der Prozentsatz derer, die gar keine Verwandten haben, mit 11% merklich höher als beim Durchschnitt. Selbst bei der zweitältesten Gruppe der 71-80-jährigen – und diese stellen auch die Gruppe mit dem zweithöchsten Anteil an Personen dar, die keine Verwandten haben – sind es nur 2%, die keine Verwandten angeben können. Geschlechtsunterschiede sind, kontrolliert man das Alter, übrigens nicht festzustellen.

Fasst man das Verwandtschafts- und das Freundesnetzwerk zusammen, dann zeigt sich, dass nur 0,4% der 18-und-mehr-Jährigen erklären, sie hätten niemanden (Ehepartner und Lebensgefährten nicht mitgerechnet; berücksichtigt man diese auch noch, dann fand sich in der n=2000er Stichprobe nicht ein einziger Interviewpartner, der nicht zumindest in einer Kategorie jemanden genannt hätte.

Im Gegensatz zum bekannten Generationenforscher Vern L. Bengtson soll dieses Netzwerk jedoch nicht als eine Dimension von Generationensolidarität, nämlich als sogenannte „structural solidarity“ gefasst werden. („Structural solidarity“ ist nach Bengtson und Roberts die „opportunity structure for intergenerational relationships reflected in number, type, and geographic proximity of family member“ (Bengtson & Roberts 1991: 857)). Vielmehr vertreten wir mit Marc Szydlik die Auffassung, dass sorgfältig zwischen der Solidarität als solcher und den Bedingungen bzw. dem Potenzial dafür unterschieden werden muss, dass also die Anzahl der verfügbaren Verwandten/Freunde bzw. der entsprechenden Kategorien als *Solidaritätspotenzial* konzeptualisiert werden muss (Szydlik 2000: 36) und nicht als eine Form der Solidarität.

Wie schon in der Generationenstudie 1998 gehen auch sieben Jahre später 99% der 18-und-mehr-Jährigen davon aus, dass sie im Bedarfsfall von ihren Verwandten und Freunden nicht im Stich gelassen werden würden. Das große Solidaritätspotenzial wird durch eine *äußerst optimistische Atmosphäre der Solidaritätserwartungen* überformt: Nur 1% geht davon aus, im Falle einer *kleineren Notlage* (einmal einen Nachmittag auf ein Kind aufpassen, weil der/die Betroffene verhindert ist, ab und zu auf die Wohnung schauen, wenn man auf Urlaub ist, bei Besorgungen oder einem Amtweg Unterstützung erhalten u.dgl.m.) mit niemandem rechnen zu können. Es sind vor allem die Mütter, dann aber auch Väter, Geschwister und Freunde/Freundinnen, von denen man sich Hilfe erwartet.

Als eine schon mit mehr Belastungen für die Helfer verbundene Möglichkeit des Hilfebedarfs waren „schwererwiegende Notfälle“ vorgegeben, „beispielsweise, weil Sie zwei Wochen krank sind,

sodaß man vorübergehend die Kinder zu sich nimmt, oder dass man täglich bei Ihnen vorbeischaute, Sie mit Essen versorgt und die Wohnung ein bisschen in Schuß hält.“ Als Mindestzeitaufwand für diese Hilfe waren fünf Stunden pro Woche vorgegeben. Selbst unter diesen erschwerten Bedingungen nehmen wieder nur 1% der erwachsenen Bevölkerung Österreichs an, keine Hilfe zu finden. Die Mitglieder der engeren Familie rücken an Bedeutung etwas auf, die Freunde, immer noch bedeutsam, rücken etwas nach hinten.

Bei "*größeren finanziellen Notlagen*" treten endgültig die engsten Angehörigen an der Spitze der erwarteten Hilfequellen, womit sich die Kernfamilie als *die* Solidareinheit erweist. Vater, Mutter, Töchter, Söhne, Schwestern und Brüder liegen deutlich vor allen anderen Kategorien. Bei größerer finanzieller Belastung rücken auch die *Freunde* stärker in den Hintergrund. Andererseits gilt es aber auch festzuhalten, dass selbst der erhebliche Belastungsfall der finanziellen Notlage nur für 5 % bedeutet, dass sie von niemandem eine ausreichende Hilfe erwarten.

Ein globaler Vergleich mit den Erhebungsdaten der 1998er Generationenstudie zeigt eine erstaunliche Stabilität der Ergebnisse - auch vor sieben Jahren waren es jeweils nur rund 1%, die sowohl in kleineren Notfällen als auch in schwerer wiegenden Notlagen glaubten, von niemandem Hilfe erwarten zu können, und es waren ebenso wie 2005 (nur) 5%, die sich an niemanden hätten wenden können, wenn sie in eine größere finanzielle Notlage geraten wären.

### ***Tatsächlicher Hilfebedarf in der erwachsenen Bevölkerung***

Die Hilfeerwartungen geben zwar Aufschluss über das Solidaritätsklima im Verwandtschafts- und Freundesnetzwerk bzw. zwischen den Generationen, relevante Aussagen über die Solidarität zwischen den Generationen werden aber erst möglich, wenn einerseits der faktisch aufgetretene Hilfebedarf in einem erinnerbaren Zeitraum erhoben wird, und zwar im Zusammenhang mit der Frage, ob, in welchem Ausmaß und durch wen dieser Hilfebedarf dann auch gedeckt wurde. Zu diesem Zweck wurde zunächst

für dreizehn alltagstypische Situationen erkundet, in welchem Ausmaß in den letzten zwei Jahren bei den Befragten Hilfebedarf gegeben gewesen war. Es waren dies die Situationen:

- Bei der Hausarbeit (ohne Einkaufen/Kochen, z.B. Putzen, Wäsche waschen, Abwaschen, Staubsaugen, Fensterputzen)
- Kochen
- Einkaufen gehen, Besorgungen für die Befragte/den Befragten erledigen
- Arbeiten im Haus/in der Wohnung, Reparaturen, Hilfe bei schweren Arbeiten (z.B. Tragen, Möbel umstellen und dergleichen mehr)
- Begleiten bei verschiedenen Wegen, Hinbringen, Abholen
- Unterstützung und Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen, z.B. mit der Bank
- Dem/der Befragten bei der Betreuung von Kranken, Behinderter oder sonstwie Pflegebedürftigen helfen
- Unterstützung durch ausführliches Gespräch, zur Verfügung stehen, wenn der/die Befragte sich einmal aussprechen will oder Kummer hat
- sich vorübergehend, wenn der/die Befragte ein paar Tage krank ist, um ihn/sie kümmern, ihn/sie vorübergehend pflegen
- Den Befragten/die Befragte auch bei langen Krankheiten oder Pflegebedürftigkeit dauerhaft pflegen
- finanzielle bzw. materielle Unterstützung in Notfällen, entweder in Form von Geld oder von Geschenken bzw. langfristigen Leihgaben (z.B. Eiskasten, Möbel, Bezahlen von Schulden, als Bürge gehen)
- finanzielle Unterstützung für den Befragten/die Befragte unabhängig von Notfällen
- Beaufsichtigung von Kindern

Tabelle 2 gibt zu erkennen, dass der größte Bedarf jener an persönlichen Aussprachen ist, wenn man Kummer oder Probleme hat. Nach dieser kommunikativ-emotionalen Defizitsituation folgt an zweiter Stelle das Angewiesensein auf instrumentelle Unterstützung bei Arbeiten im Haus bzw. in der Wohnung, und etwa gleich häufig tritt Hilfebedarf im Gefolge vorübergehen-

der, kürzerer Erkrankungen auf. Zweifellos am schwerwiegendsten ist der zum Glück am seltensten auftretende Hilfebedarf, nämlich der an Unterstützung bei eigener dauerhafter Pflege sowie an Hilfe beim Helfen, d.h., wenn man selbst jemanden betreut und dazu Hilfe benötigt.

**Tabelle 3: Wobei haben Sie in den letzten zwei Jahren Hilfe benötigt? Vergleich 1998 - 2005 (Prozent) (18+jährige, Österreich 1998, n = 1.000, Österreich 2005, n = 2.000)**

Habe in den letzten 2 Jahren Hilfe benötigt bei (Basis alle):	1998 (n=1.000)	2005 (n=2.000)
Für ausführliches Gespräch zur Verfügung stehen, für Aussprache bei Kummer und Problemen	51	43
Arbeiten in Haus/Wohnung, Reparaturen, bei schweren Arbeiten, z.B. Tragen	43	37
Vorübergehende Pflege, um mich kümmern, wenn ich ein paar Tage krank bin	39	35
Einkaufen, Besorgungen erledigen	27	27
Hausarbeit (ohne Einkaufen, Kochen), z.B. Putzen, Wäsche waschen, Fenster putzen	25	24
Begleiten bei Wegen, Hinbringen, Abholen	24	25
Kochen	21	20
Beaufsichtigung von Kindern	19	22
Unterstützung/Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen (z.B. mit Bank)	18	18
Finanzielle Unterstützung ohne speziellen Notfall	14	11
Finanzielle/materielle Hilfe in Notfällen (Geld oder langfristige Leihgaben)	12	8
Dauerhafte Pflege, wenn ich lange krank oder pflegebedürftig bin	7	7
Hilfe bei der Betreuung anderer Kranker, Behinderter, sonstwie Pflegebedürftiger	6	8

Das Verteilungsmuster dieser Bedarfe hat sich innerhalb der letzten sieben Jahre nicht verändert, auch die Häufigkeiten selbst sind jenen von 1998 z.T. sehr ähnlich. Es ist aber auch eine leichte Tendenz für fünf Bereiche bzw. Situationstypen dahingehend erkennbar, dass heute etwas weniger Hilfebedarf geäußert wird als vor sieben Jahren. Das gilt insbesondere für die drei häufigsten Bedarfstypen.

### **Realisierung des Potenzials: Tatsächlich geleistete Hilfen**

In welchem Maße die positive Erwartungshaltung in der Bevölkerung bezüglich allenfalls nötig werdender Hilfen gerechtfertigt ist, lässt sich anhand der nachstoßenden Frage beurteilen, ob jene, die in den vergangenen zwei Jahren tatsächlichen Hilfebedarf gehabt hatten, (a) überhaupt Hilfe erhalten hatten und wenn ja, ob sie (b) diese Hilfe als ausreichend einstufen.

Die erste Frage liefert eine äußerst positive Antwort. Man kann Tabelle 3 entnehmen, dass die Anteile derer, die beklagen

**Tabelle 4: Von jenen, die beim jeweiligen Situationstyp Hilfebedarf hatten: Anteile derjenigen, die von niemandem Hilfe erhielten. (Prozent, 18+jährige, Österreich 2005, n = 2.000)**

Habe von <i>niemandem</i> Hilfe bekommen (Basis: alle mit jeweiligem Hilfebedarf)	%
Für ausführliches Gespräch zur Verfügung stehen, für Aussprache bei Kummer und Problemen	0,3
Arbeiten in Haus/Wohnung, Reparaturen, bei schweren Arbeiten, z.B. Tragen	0,1
Vorübergehende Pflege, um mich kümmern, wenn ich ein paar Tage krank bin	0,2
Einkaufen, Besorgungen erledigen	0,1
Hausarbeit (ohne Einkaufen, Kochen), z.B. Putzen, Wäsche waschen, Fenster putzen	0,0
Begleiten bei Wegen, Hinbringen, Abholen	0,0
Kochen	0,2
Beaufsichtigung von Kindern	0,0
Unterstützung/Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen (z.B. mit Bank)	0,2
Finanzielle Unterstützung ohne speziellen Notfall	0,3
Finanzielle/materielle Hilfe in Notfällen (Geld oder langfristige Leihgaben)	0,3
Dauerhafte Pflege, wenn ich lange krank oder pflegebedürftig bin	0,1
Hilfe bei der Betreuung anderer Kranker, Behinderter, sonstwie Pflegebedürftiger	0,1

müssen, dass ihnen bei aufgetretenem Hilfebedarf *niemand* geholfen hätte, praktisch Null (höchstens 0,3%) sind. Allerdings lässt sich nicht von allen Bereichen sagen, dass die geleistete Hilfe auch ausreichend gewesen wäre. Zwar sind die Prozentsätze derjenigen, die nur unzureichende Hilfe erhalten hatten, in den meisten Bereichen gering – und haben sich gegenüber 1998 auch nur wenig geändert (vgl. Tabelle 4), so dass man auch weiterhin von der beruhigenden Gewissheit ausgehen kann, dass Familie und Freunde nicht nur symbolisch, sondern auch wirksam einspringen, wenn Bedarf da ist. In zwei Bereichen allerdings haben sich im Vergleich mit 1998 deutliche Verschlechterungen eingestellt, beide Bereiche betreffen die *finanzielle Sphäre*. Während 1998 nur 0,7% die erhaltene finanzielle Hilfe als unzureichend empfanden, die ihnen in Situationen ohne Notfallcharakter gegeben wurde, waren es 2005 immerhin 5,4%; noch wesentlich massiver ist der Anstieg des Anteils der Personen, die in materiellen Notfällen Hilfe gebraucht hätten, aber nicht ausreichend bekamen, nämlich von 0,9% auf nicht weniger als 10,9%. Die Gruppe derer, die nur unzurei-

chende finanzielle Hilfe erhalten haben, unterscheidet sich von jenen, denen ausreichend geholfen wurde, in Alter und

**Tabelle 5: Von jenen, die im jeweiligen Situationstyp Hilfebedarf hatten: Anteile derjenigen, deren Hilfebedarf nicht (ausreichend) gedeckt wurde. Vergleich 1998 - 2005 (Prozent) (18+jährige, Österreich 1998, n = 1.000, Österreich 2005, n = 2.000)**

Die Hilfe war nicht ausreichend bei Bedarf an: (Basis: alle mit jeweiligem Hilfebedarf)	1998	2005
Für ausführliches Gespräch zur Verfügung stehen, für Aussprache bei Kummer und Problemen	2,3	2,8
Arbeiten in Haus/Wohnung, Reparaturen, bei schweren Arbeiten, z.B. Tragen	2,0	1,7
Vorübergehende Pflege, um mich kümmern, wenn ich ein paar Tage krank bin	1,5	1,1
Einkaufen, Besorgungen erledigen	0,7	0,3
Hausarbeit (ohne Einkaufen, Kochen), z.B. Putzen, Wäsche waschen, Fenster putzen	1,6	4,0
Begleiten bei Wegen, Hinbringen, Abholen	0,4	0,6
Kochen	1,4	1,7
Beaufsichtigung von Kindern	1,6	3,1
Unterstützung/Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen (z.B. mit Bank)	0,0	2,1
Finanzielle Unterstützung ohne speziellen Notfall	0,7	5,4
Finanzielle/materielle Hilfe in Notfällen (Geld oder langfristige Leihgaben)	0,9	10,9
Dauerhafte Pflege, wenn ich lange krank oder pflegebedürftig bin	1,5	1,6
Hilfe bei der Betreuung anderer Kranker, Behinderter, sonstwie Pflegebedürftiger	5,3	5,8

Geschlecht nicht signifikant. Das gleiche gilt für die Variablen Schulbildung und soziale Schichtzugehörigkeit (Chi-Quadrat-Tests und Mittelwertvergleichstests). Da in den anderen Bereichen die Hilfen sich von jenen des Jahres 1998 nur wenig unterscheiden, muss davon ausgegangen werden, dass der Rückfall im finanziellen Bereich eher als Ausdruck der Zunahme von Ressourcenknappheit denn als Ausdruck rückläufiger Solidarität bzw. Hilfebereitschaft gelten kann.

Andererseits stieg der Anteil der Personen, die in den vorangegangenen zwei Jahren *keinen Hilfebedarf* in den 13 vorgegebenen Bereichen gehabt hatten, zwischen 1998 und 2005 erheblich an, nämlich um 8 Prozentpunkte von 20% auf 28%. Weitere 13 % waren auf Hilfe durch Dritte in nur einer einzigen Kategorie angewiesen gewesen - ein etwa gleich großer Prozentsatz wie 1998. Ebenfalls etwa gleich viele wie 1998, nämlich 27 %, haben innerhalb der Zwei-Jahres-Frist in mindestens fünf Bereichen Hilfe benötigt. Entgegen der öffentlichen Meinung sind es aber nicht die älteren Generationen - von den Hochaltrigen abgesehen -, die auf die Hilfe durch die anderen Generationen angewiesen sind, sondern umgekehrt primär die jüngeren. 83%

der bis 30jährigen haben in den letzten zwei Jahren mindestens in einem Bereich Hilfe gebraucht, bei den 31-45jährigen 73%, den 46-60jährigen 63%, von den 61-75jährigen ebenso viele und erst bei den 75-und-mehr-Jährigen ist wieder einen Anstieg zu registrieren, der allerdings mit 82% immer noch knapp unter dem Niveau der Jungen bleibt. Mindestens in fünf Bedarfssituationen haben immerhin 37 % der bis 30jährigen der Unterstützung durch Dritte bedurft, dieser Prozentsatz sinkt bis zu den 61-75-jährigen stetig auf 22% ab und springt dann erst bei den über 75-jährigen auf 45% - eine dem Altersklischee entsprechende Hilfsbedürftigkeit zeigt sich also erst bei den Hochaltrigen, keineswegs jedoch bei den „Jung-Alten“. Für die bis 30-jährigen errechnet sich ein Durchschnitt von 3,6 Situationen, in denen sie Hilfe benötigt hatten, für die 31-45jährigen 2,8, für die 46-60jährigen 2,3, für die 61-75-jährigen 2,5; auch hier sind es erst wieder die über 75-jährigen, die mit durchschnittlich 4,2 Hilfebedarfssituationen die Jungen überholen.

Somit bleibt folgendes Muster im Zusammenhang mit Hilfebedarf und seiner Deckung festzuhalten: Nur eine Minderheit, die allerdings in den letzten Jahren angewachsen ist, war überhaupt nicht auf Hilfen durch Dritte angewiesen gewesen (28%). Praktisch niemand von jenen, die in irgendeiner Form Hilfebedarf gehabt hatten, war gänzlich ohne Hilfe geblieben, und bei den bei weitem meisten war diese Hilfe auch ausreichend. Darin hat sich kaum eine Änderung gegenüber 1998 ergeben. Eine deutliche - negative - Ausnahme stellen jedoch die finanziellen Notlagen dar, die zwar einerseits in den letzten Jahren als Hilfebedarfssituationen zurückgegangen sind, andererseits jedoch, wenn vorhanden, in spürbarem Ausmaß nach dem Empfinden der Betroffenen nur unzureichend Unterstützung boten. Es handelt sich dabei auch um jene Bereiche, in denen sich gegenüber 1998 die deutlichsten Veränderungen - Verschlechterungen - ergeben haben. (Relativierend sei allerdings hinzugefügt, dass dieses Problem nichtsdestoweniger nur sehr wenige über 18-jährige in der Gesamtbevölkerung betrifft, nämlich 0,6% bis 0,8%).

Tabelle 5 gibt Auskunft über die Altersstruktur des Hilfebedarfs. Es ist zu erkennen, dass die beiden Altersgruppen am unteren und am oberen Ende des Alterskontinuums am häufigsten Hilfebedarf haben, wobei die Hochaltrigen noch vor den Jüngsten liegen. Besonders große Abstände zu den übrigen Altersgruppen weisen sie in den Bereichen Kochen, Hausarbeit, Einkaufen, Begleitung sowie bei Krankheiten auf. Die Jungen, jene Gruppe, die im Hinblick auf Hilfe- und Unterstützungsbedürftigkeit gleich hinter den Hochaltrigen rangiert, haben die deutlichsten Defizitlagen im finanziellen Bereich und natürlich bei der Beaufsichtigung der Kinder.

Im Vergleich zur Generationenstudie 1998 treten bei diesem Muster an altersspezifischen Bedarfsstrukturen die Hochaltrigen viel stärker in Erscheinung. Das liegt allerdings daran, dass die doppelt so große Stichprobe bei der gegenwärtigen Untersuchung eine Altersdifferenzierung jenseits des 60. Lebensjahres erlaubt. Dadurch wird jedenfalls deutlich, dass der Hilfebedarf jenseits etwa des 75. Lebensjahres massiv ansteigt – und, wie schon dargelegt, auch gedeckt wird. Ansonsten bleiben die Befunde der 1998er Studie aufrecht, dass nämlich – sieht man einmal von den Ältesten ab –, vor allem die Jüngeren Hilfebedarf haben, wobei der finanzielle Hilfebedarf und die Unterstützung bei der Kinderbeaufsichtigung besonders hervorstechen.

**Tabelle 6: Hilfebedarf in den letzten zwei Jahren, nach Alter (Prozent) (18+jährige, Österreich 2005, n = 2.000)**

Situation der Hilfe- bzw. Unterstützungsbedürftigkeit	Von der Altersgruppe hatten ... % Bedarf				
	bis 30	31-45	46-60	61-75	über 75
Finanzielle Unterstützung ohne speziellen Notfall	31	9	8	3	4
Ausführliches Gespräch, Aussprache bei Kummer und persönlichen Problemen	52	45	43	36	41
Finanzieller/materieller Notfall	17	9	6	2	4
Beaufsichtigung der Kinder	27	46	8	4	1
Unterstützung/Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen	28	14	12	19	36
Kochen	25	19	16	17	42
Vorübergehende Pflege, um mich kümmern, wenn ich ein paar Tage krank bin	44	31	34	34	48
Arbeiten im Haus/Wohnung, Reparaturen, bei schweren Arbeiten, z.B. Möbeltragen	42	38	35	34	51

Hausarbeit (ohne Einkaufen, Kochen), z.B. Putzen, Wäsche waschen, Fenster putzen	26	20	21	23	58
Hilfe bei der Betreuung anderer Kranker, Behinderter, sonstwie Pflegebedürftiger	6	8	10	7	14
Einkaufen, Besorgungen erledigen	28	22	22	31	60
Begleitung bei Wegen, Hinbringen, Abholen	33	16	18	33	46
Dauerhafte Pflege, wenn ich lange krank oder pflegebedürftig bin	5	6	7	8	21

Angesichts des dargestellten substanziellen Hilfebedarfs in der verschiedensten Bereichen und der weitgehenden Deckung desselben stellt sich, insbesondere in generationenfokussierender Perspektive, die Frage, durch wen dieser Bedarf gedeckt wird. Für die Darstellung schließen wir an die Schematik der Generationenstudie 1998 an, um auch allfällige Veränderungen im Zeitverlauf übersichtlicher präsentieren zu können.

## Haushaltsbezogene Hilfen

### Arbeiten im Haus oder in der Wohnung, Reparaturen

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 37 % der 18+jährigen Bevölkerung, das bedeutet einen Rückgang an Bedarf seit 1998 um 6 Prozentpunkte.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Sonstige Freunde 23%, Söhne 22%, Vater 20%, Brüder 16%, Mutter 11%, Töchter 11%.
- Am stärksten bedürfen dieser Hilfe zwar die über 75-jährigen (51%), aber auch alle anderen Altersgruppen zeigen in diesem Bereich ziemlich großen Bedarf an (zwischen 34 und 42%). Man kann im Großen und Ganzen von einem wenig lebensphasen- bzw. altersspezifischen Bedarf sprechen, also von einem, der in jedem Alter mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit auftritt.
- Unter den sechs wichtigsten Helfern sind alle drei Generationenkonstellationen gleich häufig vertreten.

- Die drei wichtigsten Hilfspersonen sind allesamt männlich. Damit sind die Arbeiten in Haus und Wohnung der einzige Bereich, in dem die Männer als Helfer deutlich überwiegen. Dieser Befund entspricht somit jenem des Jahres 1998.

### **Hilfe bei routinemäßiger Hausarbeit (ohne Einkaufen/Kochen; z.B. Putzen, Wäsche waschen, Abwaschen, Staubsaugen, Fensterputzen)**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 24 % der 18+jährigen Bevölkerung, das ist so gut wie identisch mit dem Wert des Jahres 1998.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 30%, Töchter 23%, Söhne 12%, Sonstige Freundinnen 10%, Schwiegermutter 8%, Schwestern und Vater je 7%. Während die Mutter die an sich wichtigste Hilfsperson ist, spielen die Töchter mit zunehmendem Alter der Befragten eine immer wichtigere Rolle.
- Es ist kein lebensphasen- bzw. altersspezifischer Bedarf festzustellen, sieht man vom hohen Hilfebedarf bei den Hochaltrigen ab.
- Die Frauen sind unter den Helfenden klar überrepräsentiert.
- Hilfe beim Kochen
- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 20 % der 18+jährigen Bevölkerung, das ist praktisch derselbe Wert wie 1998.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen/-instanzen: Mutter 34%, Töchter 19%, Schwiegermutter 11%, Söhne 7%, Vater 5%; Essen auf Rädern 5%.  
Zwar rangieren Söhne und Vater wie schon 1998 unter den sechs am häufigsten genannten Helfern, sie spielen aber

offensichtlich im Vergleich mit der Mutter und den Töchtern eine wenig bedeutende Rolle.

Eine beachtliche Bedeutung kommt dem Sozialdienst „Essen auf Rädern“ zu, der von 37% der Verwitweten, 28% der Personen in Einpersonenhaushalten bzw. 24% der 61-und-mehrjährigen Frauen genannt wird; in Wien greift jede/r Fünfte, der/die einer Hilfe beim Kochen bedarf, auf diesen Dienst zurück.

- Eine gewisse Lebensphasen- bzw. Altersabhängigkeit des Hilfebedarfs ist festzustellen: In jüngeren Jahren taucht der Bedarf an Hilfe beim Kochen häufiger auf (bis zum Alter von 45 Jahren bei einem Viertel bis einem Fünftel) als bei den Älteren (16% bei den 46-60jährigen und 17% bei den 61-75-jährigen; hoher Unterstützungsbedarf dann bei den über 75-jährigen mit 42%).
- Alle drei wichtigsten Hilfspersonen sind weiblich. Die beiden männlichen Vertreter sind weit abgeschlagen.

### **Hilfe beim Einkaufen gehen, Besorgungen erledigen**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 27 % der 18+jährigen Bevölkerung. Dieser Wert ist identisch mit jenem vor 7 Jahren.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Töchter 24%, Mutter 22%, Söhne 15%, Vater 10%, Sonstige Freundinnen 10%, Brüder, Schwestern je 7%.  
Wie schon bei der Hausarbeit wird die bei den Jüngeren als Helferin dominierende Mutter bei den Älteren zunehmend von den Töchtern abgelöst.
- Bis zum Alter von etwa 75 ist kein relevantes altersspezifisches Bedarfsmuster zu erkennen, bei den über 75jährigen schnellst der Anteil derer, die Bedarf an Hilfe gehabt hatten, auf 60% hoch (in den davor liegenden Altersgruppen bewegt sich der Anteil zwischen 22% und 31%).

- Von den drei wichtigsten Hilfspersonen ist eine männlich, zwei sind weiblich. Wieder das übliche Hilfemuster einer Überrepräsentation der Frauen unter den Helfenden.

### **Unterstützung in Form von Dienstleistungen - instrumentelle persönliche Hilfen**

Das Begleiten bei verschiedenen Wegen, Hinbringen und Abholen, die Unterstützung und Beratung bei Behördenwegen und bei Verhandlungen sowie die Beaufsichtigung von Kindern zur Gruppe der instrumentellen persönlichen Hilfen (im Gegensatz zu den kommunikativen persönlichen Hilfen und der Krankenpflege, die ebenfalls als ein eigener Typus betrachtet werden soll) werden im Folgenden zu einem eigenen Typus „instrumentelle persönliche Hilfen“ zusammengefasst.

### **Begleitung bei verschiedenen Wegen, Hinbringen und Abholen**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 25 % der 18+jährigen Bevölkerung, 1998 waren es mit 24% praktisch ebenso viele.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Söhne 20%, Töchter 19%, Mutter 18%, Vater 16%, Sonstige Freundinnen 15%, Sonstige Freunde 14%.
- Ein lebensphasenspezifischer Bedarf ist in diesem Bereich insofern gegeben, als die Jüngsten (33 %) und die Älteren (also die 61-75-Jährigen) mit 33% und Ältesten (75+) mit 46% häufiger Hilfen benötigen als die mittleren Altersgruppen (16% bis 18% bei den 31- bis 60-Jährigen).
- Weder in Bezug auf die Generationenordnung noch in Bezug auf das Alter ist ein Übergewicht in der einen oder der anderen Richtung festzustellen, es herrscht also sowohl generationelle als auch gendermäßige Ausgeglichenheit; allerdings darf nicht übersehen werden, dass dies zweifellos der Bereich mit einem vergleichsweise geringen

Aufwand beim Helfen ist. Dies entspricht den Erkenntnissen bei der ersten Untersuchung im Jahre 1998.

- Etwas mehr Frauen (29%) als Männer (21%) beanspruchen diese Art von Unterstützung. Das hängt möglicherweise mit dem Besitz von Fahrzeugen zusammen, wurde aber in der vorliegenden Studie nicht überprüft. Gegenüber 1998 hat sich der Abstand jedenfalls merklich verringert.

### **Unterstützung und Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen u.dgl.**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 18% der 18+jährigen Bevölkerung, das ist der selbe Prozentsatz wie 1998.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Vater 18%, Söhne 17%, Mutter 16%, Töchter 12%, Sonstige Freunde 11%, Sonstige Freundinnen 8%.
- Die Jüngsten und die Ältesten sind auf diese Hilfe öfter angewiesen als die anderen Altersgruppen: 28% der bis 30jährigen und 36% der über 75-Jährigen haben entsprechende Unterstützung benötigt, die mittleren Altersgruppen zwischen 14% und 19%.
- Wie bei Komplex der Begleitung und Transportunterstützung herrscht auch hier Ausgeglichenheit sowohl in der generationellen Ordnung als auch beim Geschlecht der primären helfenden Personen. Es gilt aber auch ebenso, dass dieser Unterstützungsbereich im Vergleich mit anderen Bereichen relativ geringen Hilfeaufwand abverlangt.
- Die Frauen benötigen diese Hilfe etwas häufiger als die Männer; der Unterschied ist zwar statistisch signifikant, aber nicht allzu groß (16% Männer gegenüber 21% Frauen).

## Beaufsichtigung von Kindern

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 22% der 18+jährigen Bevölkerung, das bedeutet einen leichten Anstieg gegenüber 1998 (19%).
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 53%, Schwiegermütter 36%, Vater und Sonstige Freundinnen je 20%, Schwestern 17% sowie Schwiegerväter und Freundinnen, die zugleich Nachbarinnen sind, jeweils 14%. Die Zahlen entsprechen weitgehend jenen des Jahres 1998, nochmals wird dadurch die große Bedeutung der Großmutterrolle (sei es als Mutter, sei es als Schwiegermutter) deutlich.
- Der Bedarf an Hilfe bei der Beaufsichtigung der Kinder ist natürlich ausgeprägt familienzyklus- und daher altersspezifisch. Bei weitem am häufigsten benötigen diese Hilfe erwartungsgemäß die 31-45jährigen (46% und damit um 6 Prozentpunkte noch häufiger als 1998), und ebenfalls noch in relevantem Ausmaß die bis 30jährigen (27% und damit um 7 Prozentpunkte noch häufiger als 1998). Die übrigen Altersgruppen haben diesen Bedarf sozusagen schon biographisch bzw. familienlebenszyklisch "hinter sich".
- Von den drei wichtigsten Hilfspersonen gehören alle drei den "oberen" Generationen an, und es herrscht erwartungsgemäß ein deutliches Übergewicht der Frauen.
- Es mag angesichts der nach wie vor dominierenden Geschlechts- und Familienrollenklischees überraschend sein, dass Männer Bedarf an dieser Hilfe gar nicht so viel seltener als Frauen angeben (21% gegenüber 24% der Frauen). Neben der eher unwahrscheinlichen Erklärung durch einen massiven Emanzipationsschub könnte das damit zusammenhängen, dass die Entlastung von der Kinderbeaufsichtigung oftmals erst die Berufstätigkeit der (Ehe-)Frau bzw.

Partnerin ermöglicht, was dann weniger als Unterstützung der Frau als vielmehr eine der Familie empfunden werden könnte.

## **Pflegerische Hilfen bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit**

Der Bedarf an Hilfe im Zusammenhang mit Pflegebedürftigkeit und Krankheit in den vorangegangenen zwei Jahren wurde für drei Situationstypen erhoben. Während Hilfe für den Fall, dass man ein paar Tage krank ist und jemanden braucht, der sich um einen kümmert und vorübergehend pflegt, sehr häufig als Bedarfssituation auftritt, stellen die – freilich besonders schwerwiegenden – Notlagen, dass man auf einen Menschen angewiesen ist, der einen auch bei langer Krankheit oder Pflegebedürftigkeit dauerhaft betreut, und dass man jemanden braucht, der einem bei der Betreuung von Kranken, Behinderten oder sonstwie Pflegebedürftigen hilft, die in der Bevölkerung am seltensten auftretenden Hilfebedarfe dar.

### **Vorübergehende Betreuung bei kurzer Krankheit (sich um den Befragten/die Befragte kümmern, wenn er/sie ein paar Tage krank ist, vorübergehende Pflege)**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 35% der 18+jährigen Bevölkerung. Das sind um 4 Prozentpunkte weniger als vor sieben Jahren.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 30%, Töchter 20%, Söhne 11%, Sonstige Freundinnen 8%, Schwestern und Vater jeweils 7%, Wichtigste Hilfsperson ist bei den Jüngeren die Mutter, bei den Älteren sind es die Töchter.
- Die Jüngsten und die Ältesten sind auf diese Hilfe am häufigsten angewiesen: 44% der bis 30jährigen und 48% der 75-und-mehr-Jährigen, die mittleren Altersgruppen hatten seltener Bedarf (jeweils rund ein Drittel der 30- bis 75-

Jährigen), insgesamt trat dieser Bedarf aber bei allen ziemlich häufig auf.

- Die Mütter und die Töchter sind die bei weitem wichtigsten und am häufigsten beanspruchten Hilfspersonen.
- Zwar kommen unter den sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen mit den Söhnen und den Vätern auch zwei männliche Kategorien vor, die weitaus größere Relevanz der weiblichen Hilfspersonen ist aber unübersehbar.
- Der Geschlechterunterschied beim Bedarf an dieser Hilfkategorie ist vernachlässigbar.

### **Dauerhafte Pflege bei langer Krankheit und Pflegebedürftigkeit**

Einschränkend zur Validität der Daten zu diesem Typus von Hilfebedarf ist anzumerken, dass es sich dabei um eine Problemsituation handelt, die im Rahmen einer Umfrage zu einem vermehrten Ausfall der Zielpersonen in der Stichprobe führen muss, da diese teils nicht ansprechbar sind, teils überproportional nicht in Privathaushalten anzutreffen sein werden, sondern in Spitälern und insbesondere in Pflegeheimen leben. Die wahre Häufigkeit dieser Bedarfssituation wird also zweifellos in der Bevölkerung höher anzusetzen sein, als sie in einem Survey wie dem vorliegenden zum Ausdruck kommt. Die Fallzahl derer, die in der vorliegenden Untersuchung angetroffen wurden, ist relativ klein (147), so dass Repräsentativschlüsse auf die Gesamtbevölkerung mit einer höheren statistischen Unsicherheit behaftet sind als jene bei größeren Subgruppen wie z.B. jenen, die Zuwendungsbedarf bei vorübergehender, relativ kurzfristiger Erkrankung berichteten.

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 7% der 18+jährigen Bevölkerung, das ist derselbe Anteil an der Bevölkerung wie 1998.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Töchter 21%, Mutter 19%, Söhne 15%, Sonstige Freundinnen 9%, Schwiegertöchter 6%, „Andere“ 6%.

Wie beim Kümmeren im vorübergehenden Krankheitsfall ist die wichtigste Hilfsperson bei den Jüngeren die Mutter, bei den Älteren sind es die Töchter; in welchem Maße die Antwort „Söhne“ nicht eigentlich auch als „Schwiegertöchter“ gelesen werden müsste, kann aus den vorliegenden Daten nicht geschlossen werden, der Verdacht eines solchen Effekts der Zuschreibung an den Sohn ist jedenfalls nicht von der Hand zu weisen.

- Dieser Hilfebedarf ist klar einer der ältesten Generationen. Er tritt bei den 75-und-mehr-Jährigen mit einer Häufigkeit von 21% auf, bei allen anderen Altersgruppen übersteigt er nicht die Grenze von 8%. Und bei diesen Hochaltrigen spielen die Kinder und Schwiegerkinder die Hauptrolle: Es werden von 32% die Töchter als Hilfsperson genannt, von 23% die Söhne und an dritter Stelle von 13% die Schwieger-töchter.
- Nicht selbstverständlich ist, dass es praktisch keinen Geschlechtsunterschied beim Bedarf gibt: 7% der Männer und 8% der Frauen berichten über einen solchen.

### **Angewiesensein auf Hilfe durch Dritte, wenn man selbst jemanden pflegt**

Ähnlich wie beim Bedarfsfall der Dauerpflege gilt für den Bedarf an Hilfe beim Pflegen Dritter, dass die geringe Fallzahl zu vorsichtiger Interpretation veranlassen sollte, wenngleich hier weniger ein verzerrender Selektionseffekt beim Erreichen der Zielpersonen befürchtet werden muss.

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 8% der 18+jährigen Bevölkerung, das sind um 2 Prozentpunkte mehr als 1998. Obwohl eine solche Differenz bereits statistisch signifikant ist, sollte sie nicht überschätzt werden, d.h., die Vermutung, dass es zu einer Zunahme an diesem Bedarf gekommen ist, sollte sehr zurückhaltend beurteilt werden.

- Der Lebensphasen- oder altersspezifische, eigentlich auch: familienzyklusspezifische Hilfebedarf ist gut erkennbar, wenn auch nicht so stark ausgeprägt wie jener an eigener Langfristpflege. Bei den 46-60-Jährigen erreicht er einen ersten Höhepunkt mit 10% - das ist offenbar der Bedarf der pflegenden Nachfolgeneration bei der Zuwendung zu den alten Eltern. Und nach einem leichten Rückgang bei den 61-75-Jährigen erreicht er bei den über 75-Jährigen den höchsten Wert mit 14% - darin drückt sich der Unterstützungsbedarf der pflegenden Ehepartner/innen bzw. Lebensgefährt/innen aus.
- Frauen haben erwartungsgemäß (sie sind ja in fast allen Bereichen, insbesondere aber bei der Pflege die Haupt-Hilfepersonen) einen höheren Unterstützungsbedarf als Männer, letztere berichten zu 6% über einen solchen, die Frauen dagegen zu 10%.

## Finanzielle Unterstützung und Hilfe

Abgesehen von der Beaufsichtigung der Kinder, die naturgemäß die Bedarfssituation der (erwachsenen) Kindergeneration ist, dominieren in keinem Bereich die Elterngenerationen als Helfer so stark wie beim Bedarf an finanzieller Unterstützung.

Für beide erhobenen Bedarfssituationen gilt, dass die Bedarfslagen anteilmäßig gegenüber der Situation vor sieben Jahren zum Teil beachtlich zurückgingen. Dies ist gegenläufig zur anderen, weiter oben berichteten Tendenz, dass die gegebenen Hilfen im finanziellen Bereich häufiger als vor sieben Jahren als unzureichend empfunden wurden. Mit anderen Worten könnte man - allerdings eher spekulativ - unterstellen, dass finanzieller Hilfebedarf seltener auftritt, wenn er dies aber tut, dann eher untererfüllt bleibt als früher.

## **Finanzielle/materielle Notfälle (Geld, Geschenke als Notfallhilfe, langfristige Leihgaben, Bürgschaften und dergleichen)**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 8% der 18+jährigen Bevölkerung, das ist immerhin um 4 Prozentpunkte weniger als sieben Jahre zuvor bzw. ein Rückgang der Bedarfslage um ein Drittel.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 41%, Vater 37%, Sonstige Freunde (männlich) 12%, Brüder 11%, Schwestern 8%, Töchter und Großmütter je 7%. Mutter und Vater spielen also mit weitem Abstand die wichtigste Rolle.
- Der Bedarf konzentriert sich klar auf die jüngsten Jahre. 17% der bis 30jährigen, 9% der 31-45jährigen, 6% der 46-60jährigen, 2 % der 61-75-Jährigen und nur 4% der 75-und-mehr-Jährigen waren in den vorangegangenen zwei Jahren mit einer finanziellen oder materiellen Notlage konfrontiert, so dass sie dabei Unterstützung brauchten.
- Männer und Frauen geraten mit etwa gleicher Wahrscheinlichkeit in diese Bedarfssituation.

## **Finanzielle bzw. materielle Unterstützung, unabhängig von Notfällen**

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 11% der 18+jährigen Bevölkerung, das ist ein Minus gegenüber 1998 von 3 Prozentpunkten.
- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 50%, Vater 40%, Großmutter 13%, Großvater 8%, Sonstige Freunde (männl.) 7%, Schwiegermutter 6%. Die alle anderen überragenden Helferrollen von Mutter und Vater fallen noch dominanter aus als bei der Hilfe in finanziellen Notlagen.
- Auch die Altersgebundenheit ist noch ausgeprägter als bei den finanziellen Notfällen: 31% der bis 30jährigen nahmen

diese finanziellen Hilfen in Anspruch, nur noch 9% der 31-45jährigen, und 8% der 46-60-Jährigen, 3% der 61-75-Jährigen und 4% der 75-und-mehr-Jährigen.

- Männer und Frauen geraten mit gleicher Wahrscheinlichkeit (jeweils 8%) in diese Bedarfssituation.

Die Gruppe derjenigen, die in finanzieller Notlage Hilfe brauchten, und die Gruppe derer, die unabhängig von Notfällen finanziellen Bedarf gehabt hatten, sind zu einem erheblichen Teil identisch: 51 % derer, die in mindestens einer der beiden Formen Hilfe gebraucht hatten, waren zugleich auch in der anderen Form darauf angewiesen.

### **Kommunikative und emotionale Hilfe: Aussprache, Zuwendung und Empathie**

Zwar ging der Bedarf an Unterstützung durch ein persönliches Gespräch gegenüber 1998 von 51% auf 43% zurück, nichtsdestoweniger bleibt von allen Situationen, in denen in den vergangenen zwei Jahren Hilfebedarf aufgetreten war, jene mit dem Bedarf an einem ausführlichen Gespräch bzw. nach einer Aussprache bei persönlichem Kummer die häufigste. Es wäre aber, wie schon sieben Jahre zuvor, verfehlt, aus diesem großen Bedarf auf einen kommunikativen Notstand in der Bevölkerung oder ein Defizit an Zuwendung zu schließen. Denn nur 0,3% derjenigen, die angaben, in den letzten zwei Jahren einen solchen Aussprachebedarf gehabt zu haben, beklagten, niemanden dafür gefunden zu haben. Und über 97% empfanden die erhaltene Hilfe als ausreichend.

- Bedarf an Hilfe in den letzten zwei Jahren: 43% der 18+jährigen Bevölkerung, das sind 8 Prozentpunkte weniger als 1998.

- Die sechs am häufigsten genannten Hilfspersonen: Mutter 30%, Sonstige Freundin 28%, Sonstiger Freund 18%, Töchter 17%, Schwestern 14%, Vater 13%.  
Am häufigsten wird also die Mutter genannt. Man hätte allerdings erwarten können, dass insbesondere die Jugendli-

chen bzw. Adoleszenten im Sinne jugendsoziologischer Theorien als Aussprachepartner bei persönlichen Problemen mit deutlichem Abstand am häufigsten auf ihre Peer-Gruppen, also Freunde und Freundinnen, zurückgreifen würden. Aber nicht weniger als zwei Drittel der bis 18-30-Jährigen geben die Mutter an! Nur etwa halb so viele geben Freunde/Freundinnen als Aussprachepartner/innen an; sie sind damit zwar die zweitwichtigste Kategorie, rangieren aber doch sehr deutlich hinter der Mutter. Dieser Befund deckt sich mit jenem des Jahres 1998. Selbstverständlich nimmt mit dem Alter der Respondenten die Häufigkeit der Nennung der Mutter ab, parallel dazu steigt die Bedeutung der (erwachsenen) Kinder, die ab dem mittleren Alter zu den wichtigsten Bezugspersonen für Gespräche über persönliche Probleme und bei Kummer werden. Wesentlicher Partner für die Aussprache ist auch der Vater, der zumindest bei den 18-30-Jährigen mit 29% eine wichtige Rolle spielt, insbesondere bei den Söhnen (39%). Die Brüder und Schwestern sind ebenfalls - zumindest in jüngeren Jahren, bedeutsam, jeweils häufiger bei den gleichgeschlechtlichen Geschwistern, wobei sie allerdings, wie die Eltern (letztere aus nahe liegenden biologischen Gründen), mit zunehmendem Alter an Bedeutung verlieren. Die initial hohe Bedeutung der Freunde und Freundinnen i.e.S. geht mit wachsendem Alter der Befragten zurück, wobei dieser Trend bei den männlichen Freunden ausgeprägter ist als bei den Freundinnen. Anfänglich, also bei den 18-30-Jährigen, sind es zu 27% die männlichen Freunde und zu 33% die Freundinnen, die als Aussprachepartner/innen genannt werden. Bei den 31-45jährigen sinken die Nennungshäufigkeiten auf 25 % (Freunde) und 36 % (Freundinnen), bei den 46-60jährigen auf 10% (Freunde) bzw. 25% (Freundinnen) und schließlich bei den 61-und-mehr-Jährigen auf 5% (Freunde) bzw. 15% (Freundinnen). Das hat na-

türlich mit dem zunehmendem Verlust von Freunden/Freundinnen durch Tod und Wegziehen zu tun, zeigt aber auch, dass man offenbar hauptsächlich in jungen Jahren Freundschaften schließt, an denen man dann festhält und die man bei Wegfall kaum durch neue Freunde ersetzt. Insgesamt ist aber zu den Freunden/Freundinnen i.e.S. ihre hohe Bedeutung, die in jungen Jahren nur von der Mutter, in späteren Jahren nur von den erwachsenen Kindern überboten wird, hervorzuheben.

- Der Hilfebedarf ist in allen Altersgruppen hoch, am ausgeprägtesten jedoch unter den Jüngsten (18-30-Jährige: 52%) und fällt kontinuierlich zu den Jung-Alten ab (61-75-Jährige: 36%), um bei den Ältesten noch einmal etwas zuzunehmen (auf 41%).
- Das Bedürfnis bzw. der Bedarf an persönlichen teilnehmenden Gesprächen ist bei Frauen deutlich stärker ausgeprägt als bei Männern. Sie berichten wesentlich häufiger (51%) als Männer (36%), sie seien in den letzten zwei Jahren in die Lage gekommen, sich mit jemandem aussprechen zu müssen. Dafür können zahlreiche Gründe vermutet werden (im Survey wurde dieser Frage nicht nachgegangen). Es mag z.B. an der insgesamt stärkeren sozialen Orientierung der Frauen liegen, am Rollenbild, das es ihnen eher erlaubt, sich um teilnehmende Unterstützung an andere zu wenden, aber auch daran, dass sie es sind, die insbesondere in den Familien das „Beziehungsmanagement“ zu tragen haben.
- Besonders auffällig im Zusammenhang mit dem Bedarf auch Aussprachemöglichkeiten ist dessen starke Abhängigkeit von der Schulbildung, mit der er massiv wächst und am höchsten unter den Akademikern mit 63% ist. Sprache bzw. Sprechen als ein Bewältigungsinstrument und -medium steht den formal höher Gebildeten besser zu Gebote und ist auch

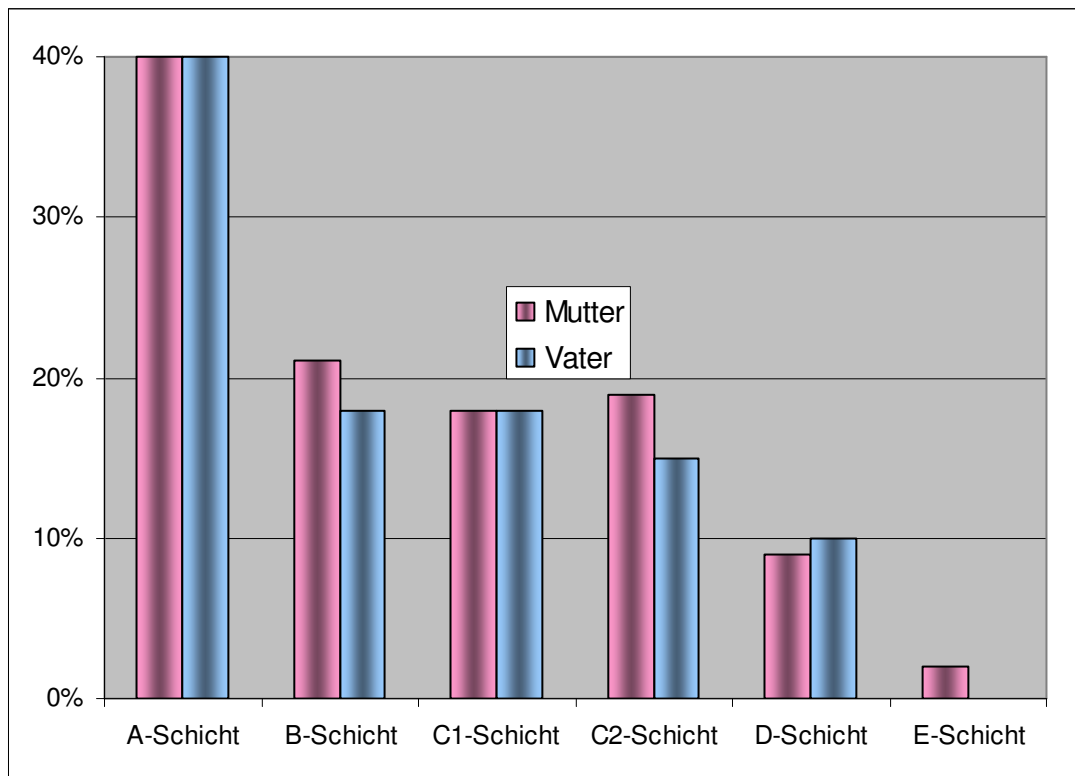
eine in dieser Personengruppe fester verankerte Kultur-  
technik - lässt sich vermuten.

### ***Wohnentfernung und Kontakthäufigkeit:***

#### ***Komponenten des intergenerationellen Solidaritätspotenzials***

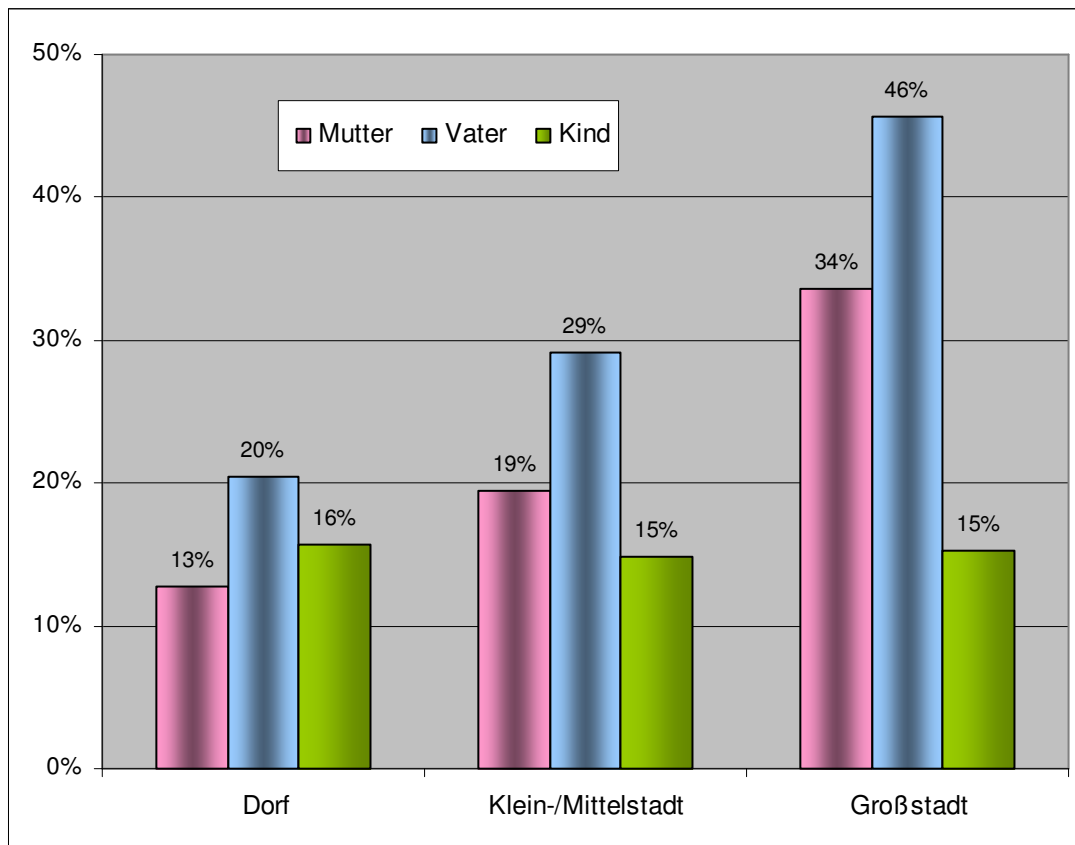
Neben den Generationenstrukturen - also dem Vorhandensein und der Anzahl von Verwandten - stellt die *Wohnentfernung* eine weitere Komponente des Solidaritätspotenzials zwischen den Generationen dar. 20% derer, die eine lebende Mutter haben, und 18% derer mit lebendem Vater wohnen mit dieser/diesem im selben Haushalt. Wer mindestens ein 14jähriges Kind hat, lebt sogar zu knapp 40% mit einem Kind im selben Haushalt. Aber auch für jene, die nicht im selben Haushalt mit Eltern oder Kind leben, sind zum größten Teil die räumlichen Gegebenheiten für rasche und unaufwendige Kontaktaufnahmen günstig, denn weitere 56% wohnen höchstens eine halbe Stunde von ihrer Mutter entfernt, in Bezug auf den Vater sind es 53%. Betrachtet man eine Entfernung von höchstens einer halben Stunde als Voraussetzung für eine rasche und relativ leichte Erreichbarkeit, dann trifft diese Bedingung auf nicht weniger als drei Viertel der erwachsenen Bevölkerung im Hinblick auf ihre Mutter, fast ebenso viele im Hinblick auf den Vater (71%) und 78% im Hinblick auf die Kinder zu. Es herrscht eine extrem hohe Abhängigkeit von der sozialen Schichtzugehörigkeit, was das Zusammenleben im selben Haushalt betrifft, die nur zu einem kleinen Teil durch die Bildungskomponente erklärt werden kann (Studierende wohnen größtenteils bei den Eltern):

**Abbildung 10: Zusammenleben im selben Haushalt, nach Sozialer Schicht (Österreich 2005, 18-und-mehr-Jährige, n=2000)**



Täglich sehen 31% ihre Mutter, 27% ihren Vater; darunter befinden sich natürlich auch alle jene, die im selben Haushalt wie ihre Eltern leben. Mindestens eines ihrer Kinder sehen täglich 48%. Die entsprechenden Prozentsätze für „mindestens einmal wöchentlich“ sind 66% (Mutter), 57% (Vater) und 75% (mindestens ein Kind). Selbst bei den 60-und-mehr-Jährigen, die natürlich wesentlich seltener mit ihren Kindern im selben Haushalt zusammen leben (13%), sinkt der Prozentsatz derer, die ihr Kind mindestens einmal wöchentlich sehen, nur auf 66%. Man kann also von einer weitgehenden Aufrechterhaltung persönlichen face-to-face-Kontakte ausgehen, was den positiven Eindruck von der familialen Generationenbeziehung bestärkt. Eine Schichtabhängigkeit ist in diesem Falle nicht zu beobachten, wohl aber ein Zusammenhang mit der Position auf dem Stadt-Land-Kontinuum: Man sieht sowohl die Mutter als auch den Vater häufiger höchstens einmal pro Monat, je urbaner die Topografie ist, in der man lebt.

**Abbildung 11: Sieht die Mutter / den Vater / die Tochter /den Sohn höchstens einmal monatlich (Österreich 2005, 18-und-mehr-Jährige, n=2000)**



Dieses Muster ist besonders stark ausgeprägt für den Vater, andererseits trifft es nur auf die Eltern zu, nicht aber auf die Kinder.

Neben den persönlichen von Angesicht zu Angesicht-Kontakten ist natürlich das *Telefon* die wichtigste Möglichkeit, miteinander in Kontakt zu treten und zu halten. Die Telefonkontakte erfolgen mit ungefähr der gleichen Frequenz wie die persönlichen Kontakte, außer beim Vater, bei dem der Prozentsatz gegenüber jenem beim gegenseitigen Sehen etwas abfällt (auf 50% beim mindestens einmal / Woche Telefonieren).

Es liegt nahe, zu untersuchen, ob Telefonieren als Ersatz für persönliche Treffen fungiert, oder ob vermehrtes Telefonieren mit vermehrtem Einander-Sehen auftritt, weil besonders intensive Wechselseitigkeit in der Kommunikation vorliegt. Sowohl für die Mütter als auch für die Väter als auch für die Kinder wurden nach Elimination der Fälle, in denen man im selben Haushalt lebt, Assoziationskoeffizienten berechnet (Kendalls Tau und Gamma). In allen drei Fällen waren hochsignifikante

Korrelationen festzustellen (keine weniger als +0,3), was auf die Tendenz hinweist, dass, wer den Partner häufig sieht, mit diesem auch häufig telefoniert. Das Telefonieren als Kompensation für seltenere Besuche hingegen scheint kaum vorzukommen, denn in diesem Falle hätten sich ja negative Zusammenhänge errechnen lassen müssen: Je seltener man einander sieht, desto häufiger müsste man dann miteinander telefonieren.

### ***Intergenerationelle Kommunikation in den Familien***

Eine deutsche Untersuchung kommt zu dem Schluss, dass 60 % der 15-und-mehr-Jährigen die Meinung vertreten, Jugendliche und ältere Menschen repräsentierten zwei „total verschiedene Welten“ (Ueltzhöffer 1999: 25 f.). Das Zukunftsproblem werde nicht in einem bevorstehenden "Krieg der Generationen" bestehen, sondern in der zunehmenden Sprach- und Verständnislosigkeit zwischen Jung und Alt. Nicht das "Gegeneinander (...), sondern ein notorischer Kommunikations- und Beziehungsmangel zwischen den Generationen" werde das Generationenverhältnis belasten. Das werde weniger zur Revolte der Generationen gegeneinander führen als vielmehr zur allmählichen Verödung menschlicher Beziehungen zwischen den Angehörigen der unterschiedlichen Generationen (Ueltzhöffer 1999: 41).

In der vorliegenden Studie wurde daher ebenso wie schon 1998 der Frage nachgegangen, wie häufig, worüber und mit welchem Grad an Übereinstimmung bzw. Uneinigkeit die Generationen in den Familien miteinander sprechen. Es wurden 14 Gesprächsthematiken vorgelegt, und für jede dieser Thematiken wurde gebeten, mittels einer 11-teiligen Ratingskala einzustufen, wie sehr man darin mit der Mutter / dem Vater / dem Kind übereinstimme (0 bedeutete „gar keine Übereinstimmung“, 10 „volle Übereinstimmung“). Die Fragen wurden jeweils jenen Personen präsentiert, die wenigstens ein 14-, möglichst 18+jähriges Kind hatten; an jene, die noch einen lebenden Vater und jene, die noch eine lebende Mutter hatten. Dies waren die wörtlichen Vorgaben im Interview: *„Es gibt Dinge, wo die Ansichten zwischen Kindern und Eltern ziemlich übereinstimmen, in anderen*

*Bereichen gehen sie weit auseinander. Geben Sie mir bitte an, wie sehr Sie heute in den folgenden Bereichen mit Ihrer Mutter / Ihrem Vater / Ihrem Sohn /Ihrer Tochter übereinstimmen."* (Es folgte die technische Instruktion der Score-Vergabe). Die vorgegebenen Bereiche waren:

- Fragen der Kindererziehung, wie streng oder nachgiebig man da sein soll und solche Dinge
- Politische Themen, z.B. welche Partei man wählen soll oder die Ansichten über die NATO, den Euro usw.
- Die Vergangenheit: Wie das mit den Nationalsozialisten war, wie man sich da verhalten hätte sollen und Ähnliches
- Richtiges Benehmen anderen Menschen gegenüber, z.B. Höflichkeit, Respekt, oder eher locker und lässig
- Äußere Erscheinung: Kleidung, Frisur, Haare färben etc.
- Der ganze Bereich der Emanzipation, Gleichstellung von Mann und Frau, Frauenvolksbegehren
- Der Umgang mit Geld, Sparsamkeit, Schulden machen, sich etwas leisten, Vorsorgen und solche Dinge
- Fragen der Sexualität, der Treue in einer Beziehung, "Seitensprung", Einstellung zur Homosexualität usw.
- Wert der Familie, Einstellung zur Scheidung, wer in einer Ehe oder einer Familie welche Aufgaben hat
- Umgang mit Fremden, mit Ausländern, Flüchtlingen und Asylanten, Gastarbeitern
- Einstellung zur Arbeit, zum Beruf, zu Karriere, zu Pflichterfüllung, Ein- und Unterordnung am Arbeitsplatz
- Einstellung zu Werten wie Fleiß, Pünktlichkeit, Ordnung halten, Sauberkeit, Disziplin
- Freizeitgestaltung, Ausgehen, Hobbys und solche Dinge
- Fragen der Weltanschauung und Religion, Glauben, Einstellung zur Kirche, "Fall Krenn" u.dgl.

Außerdem wurde *jeweils* nachgefragt, wie oft man mit den jeweiligen PartnerInnen darüber spreche.

Am häufigsten wird zwischen Eltern und erwachsenen Kindern über den Themenkreis „Umgang mit Geld, Sparsamkeit, Schulden

machen, sich etwas leisten, Vorsorgen u.dgl.“ gesprochen. An zweiter Stelle folgen die Einstellung zur Arbeit, zum Beruf, zu Karriere, zu Pflichterfüllung, Ein- und Unterordnung am Arbeitsplatz und darauf folgt die Thematik „Einstellung zu Werten wie Fleiß, Pünktlichkeit, Ordnung halten, Sauberkeit, Disziplin“. Das sind exakt dieselben drei Themenkreise, die auch schon 1998 an der Spitze lagen - und zwar in derselben Reihenfolge. Überhaupt lässt sich feststellen, dass zumindest die Rangfolge der Themen, was ihre Häufigkeit als Gesprächsinhalte bei der intergenerationellen Kommunikation in den Familien betrifft, sich gegenüber 1998 nur marginal verändert hat. Wenn sich die Reihenfolge überhaupt geändert hat, dann jedenfalls um nicht mehr als einen Rang. Die nachstehende Tabelle stellt die Reihenfolgen der Themen entsprechend den Anteilen derer, die jeweils angeben, mindestens mehrmals im Monat darüber mit der Mutter, dem Vater, der Tochter, dem Sohn zu sprechen, für die beiden Erhebungszeitpunkte 1998 und 2005 gegenüber:

**Tabelle 7: Rangfolge der Gesprächsthemen nach Häufigkeit, 1998 und 2005**

Thema	
1998	2005
Umgang mit Geld	Umgang mit Geld
Arbeitswerte	Arbeitswerte
Fleiß, Disziplin	Fleiß, Disziplin
Benehmen	Freizeitgestaltung
Freizeitgestaltung	Benehmen
Kindererziehung	Äußere Erscheinung
Äußere Erscheinung	Kindererziehung
Umgang mit Ausländern	Familie
Familie	Umgang mit Ausländern
Politische Themen	Politische Themen
Emanzipation	Weltanschauung
Weltanschauung	Emanzipation
Sexualität	Sexualität
Vergangenheit	Vergangenheit

Auch in der vorliegenden Untersuchung ist die Kommunikationshäufigkeit mit dem Vater deutlich geringer als jene mit der Mutter. Aus der Elternperspektive finden die Gespräche häufiger statt als aus der Perspektive der Kinder. Insgesamt gesehen zeigt der Vergleich der Gesprächshäufigkeiten 1998 - 2005 überwiegend Rückgänge. Am häufigsten sind solche Rückgänge aus der Sicht des Sohnes bei Gesprächen mit dem Vater und aus der Sicht der Tochter bei Gesprächen mit der Mutter, also aus dem Blickwinkel der erwachsenen Kinder. Diese Wahrnehmung wird allerdings aus der Elternperspektive nicht geteilt, denn es sind gerade die Väter in Bezug auf die Söhne und viel mehr noch die Mütter in Bezug auf die Töchter deutlich häufiger als 1998 der Meinung, man führe viele Gespräche miteinander (so ergaben sich aus der Mütterperspektive in elf der vierzehn Bereiche Häufigkeitszuwächse, bei den Vätern im Hinblick auf ihre Söhne waren es auch immerhin sieben Zuwächse). Damit stehen den größten Reduktionen aus Kindersicht die größten Frequenzverbesserungen aus Elternsicht gegenüber - ein problematischer Dissens. Tabelle 7 sind die Details zu entnehmen. Lesehilfe: 40% der Frauen (Mütter) sagen, sie hätten zumindest mehrmals pro Monat Gespräche über Fragen der Emanzipation mit ihren Töchtern; von geben sind aber nur 28% an, mit ihren Müttern solche Gespräche in dieser Häufigkeit zu haben.

Tabelle 8: Gesprächshäufigkeit: Gespräche über das Thema werden mehrmals im Monat oder öfter geführt (Prozent)  
(18+jährige, Österreich 2005, n=2.000)

Thema	Befragte: beide Geschlechter					Befragte: männlich					Befragte: weiblich				
	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater
Gesprächshäufigkeit mit ⇨															
Umgang mit Geld	46	46	47	39	26	42	45	42	35	24	48	47	51	44	29
Arbeitswerte	45	44	48	33	26	46	46	47	30	27	45	44	49	37	24
Fleiß, Disziplin	45	45	45	37	23	43	46	43	32	22	46	45	47	42	25
Freizeitgestaltung	41	40	43	31	17	36	35	40	27	15	44	43	46	34	19
Benehmen	37	37	41	29	24	34	34	35	25	21	41	40	45	32	22
Äußere Erscheinung	34	31	40	32	16	33	31	37	23	14	35	32	43	40	17
Kindererziehung	34	30	42	29	13	25	22	29	19	12	42	36	51	40	14
Familie	30	32	30	24	17	28	33	26	20	18	31	31	34	27	17
Umgang mit Ausländern	31	29	35	25	13	29	31	29	19	11	32	28	39	30	14
Politische Themen	26	30	25	18	22	27	32	23	19	28	26	29	26	17	15
Weltanschauung	25	21	33	21	12	18	16	23	15	8	31	26	40	28	16
Emanzipation	23	23	24	22	15	20	23	19	19	16	26	24	29	24	13
Sexualität	19	18	23	14	8	15	17	15	10	7	22	18	31	16	8
Vergangenheit	15	17	13	9	10	11	15	9	8	12	16	19	17	9	9

Wie bereits 1998 ist auch in der vorliegenden Untersuchung die *Vergangenheitsthematik* das abgeschlagene Schlusslicht unter den familialen Gesprächsthemen. Bemerkenswerterweise sprechen über „die Vergangenheit, wie das mit den Nationalsozialisten war, wie man sich da hätte verhalten sollen und Ähnliches“ gerade jene, die am authentischsten Auskunft geben könnten: die Alten – und unter ihnen die Männer –, von allen am wenigsten darüber. Während die 31-45-Jährigen immerhin noch zu 21% mindestens ein paar Mal im Monat auf dieses Thema zu sprechen kommen, passiert das bei den über 60-Jährigen nur noch zu 12%.

Man darf es wohl auch als bemerkenswert registrieren, dass trotz langfristig wachsenden Werteliberalismus und -pluralität ausgerechnet die Thematiken der *Sexualität* einschließlich der Aspekte der Homosexualität sowie der ganze Komplex der *Emanzipation* ganz hinten rangieren und zumindest *intergenerationell* zu den am seltensten diskutierten topoi gehören. Und bemerkenswert ist es auch, dass in den Familien zwischen den Generationen beispielsweise wesentlich häufiger über Fragen des Berufs und der Arbeit, der Pflichterfüllung und Karriere sowie über Einstellungsfragen zu Fleiß, Pünktlichkeit, Sauberkeit und Disziplin diskutiert wird als über das Thema „Familie“ und sogar über die Kindererziehung.

Eine Erklärung für die Spitzenpositionen der Themen „Geld“, „Arbeitswerte“ und „Fleiß, Disziplin“ weit vor den „privateren“ Themen „Familie“, „Kindererziehung“ und vielleicht auch „Sexualität“ bietet sich natürlich insofern an, als eine große Nennungshäufigkeit ja auch durchaus Konflikte und Streit indizieren könnte. Die tabellarische Aufbereitung der Frage, wie weit man mit der jeweils anderen Generation – der Mutter, dem Vater, der Tochter oder dem Sohn – beim jeweiligen Thema inhaltlich übereinstimme, lässt diesen Schluss jedoch nicht zu, ganz im Gegenteil:

Tabelle 9: Übereinstimmung in den Gesprächsthemen mit Mutter, Vater, Tochter oder Sohn, Einstufung durch die Befragten (18+jährige, Österreich 2005, n = 2.000)

Skala von 0 (überhaupt keine Übereinstimmung) bis 10 (völlige Übereinstimmung), die Zellen enthalten die jeweiligen arithmetischen Mittelwerte (Durchschnittswerte) der individuellen Scores

Thema	Befragte: beide Geschlechter					Befragte: männlich					Befragte: weiblich				
	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater	Kind	Sohn	Tochter	Mutter	Vater
Übereinstimmung mit ⇔															
Kindererziehung	6,54	6,40	6,69	6,25	5,69	6,34	6,14	6,59	6,27	5,70	6,71	6,64	6,78	6,24	5,68
Politische Themen	6,30	6,41	6,15	5,70	5,93	6,15	6,34	5,80	5,70	6,23	6,42	6,39	6,45	5,69	5,60
Vergangenheit	6,64	6,55	6,76	6,24	6,07	6,38	6,05	6,80	6,10	5,97	6,85	6,59	6,72	6,39	6,17
Benehmen	7,82	7,64	8,04	7,64	7,14	7,76	7,53	8,03	7,51	7,12	7,86	7,72	8,05	7,77	7,17
Äußere Erscheinung	6,99	7,00	6,98	6,12	5,47	6,88	6,81	6,98	5,86	5,54	7,08	7,15	6,97	6,38	5,38
Emanzipation	7,01	6,73	7,37	6,18	5,50	6,90	6,70	7,15	6,12	5,64	7,10	6,74	7,55	6,24	5,35
Umgang mit Geld	7,01	7,76	7,32	6,86	6,76	6,93	6,76	7,14	6,81	6,74	7,08	6,77	7,46	6,91	6,78
Sexualität	6,85	6,55	7,26	5,99	5,44	6,63	6,42	6,92	5,89	5,50	7,03	6,65	7,53	6,08	5,37
Familie	7,22	7,08	7,39	6,72	6,23	7,12	6,98	7,28	6,62	6,29	7,31	7,17	7,48	6,81	6,16
Umgang mit Ausländern	7,04	6,92	7,20	6,50	6,25	6,94	6,76	7,16	6,48	6,31	7,13	7,05	7,23	6,51	6,18
Arbeitswerte	7,54	7,45	7,64	7,11	7,20	7,41	7,31	7,55	7,17	7,29	7,64	7,57	7,72	7,04	7,11
Fleiß, Disziplin	7,41	7,20	7,67	7,44	7,16	7,31	6,99	7,73	7,32	7,10	7,49	7,38	7,63	7,57	7,23
Freizeitgestaltung	6,42	6,29	6,58	5,32	5,36	6,32	6,14	6,53	5,04	5,15	6,50	6,41	6,62	5,59	5,58
Weltanschauung	6,70	6,36	7,15	5,99	6,12	6,75	6,41	7,20	5,84	6,20	6,67	6,32	7,11	6,15	6,04

Wie schon 1998 geben alle Generationen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, zu verstehen, dass aus ihrer Sicht das höchste Maß an Übereinstimmung mit der jeweils anderen Generation gerade in den auch am häufigsten diskutierten Bereichen bestehe, nämlich zu den Thematiken „Richtiges Benehmen“, „Einstellung zur Arbeit, Pflichterfüllung“ u.dgl., Werte wie Fleiß, Disziplin, Pünktlichkeit, Sauberkeit“ u.dgl. sowie „Umgang mit Geld, Sparsamkeit, Schulden machen“ u. dgl. Es sind dies zugleich jene Bereiche, für die der gesellschaftliche Wertewandel im Sinne eines Zurücktretens „materialistischer“ Werte zugunsten „postmaterialistischer“ Werte (vgl. Inglehart 1977, 1989) am ehesten erwarten hätte lassen, dass infolge der dadurch unterschiedlichen Mentalitätsprägung die Generationen miteinander in Konflikt gerieten. Diese theoretisch begründete Erwartung kann empirisch offenkundig nicht bestätigt werden. Im Gegenteil ist die Übereinstimmung gerade in jenen Bereichen sogar am höchsten. Benehmen, Höflichkeit, Respekt oder lässig-lockeres Auftreten, Arbeitsethos und Karriereorientierung, Einordnung in betriebliche Hierarchien oder Ablehnung von Unterordnung, Fleiß, Disziplin, Ordnung, Sauberkeit, Sparsamkeit versus Sich-etwas-Gönnen und Schulden machen sind jene Kategorien, in denen die meiste intergenerationelle Einigkeit herrscht. Es ist aber zu betonen, dass die Konsens-Ratings sich immer nur auf die jeweils „benachbarte“ Generation in derselben Familie bezogen. Das heißt, man darf zwar unterstellen, dass offenbar der Wertewandel in der Familie zu weniger Konflikten zu führen scheint als in der Öffentlichkeit. Andererseits folgt aus den Ergebnissen aber auch nicht, dass generell Konsens zwischen Jung und Alt, sei es in der Familie, sei es gar in der Gesellschaft, zu folgern wäre. Übereinstimmung zwischen *aufeinanderfolgenden* Generationen, zumal innerhalb der Familien, ist nahe liegender als ein Konsens zwischen Altersgruppen, die fünfzig oder mehr Jahre auseinander liegen.

Das geringste Maß an Übereinstimmung in der Einschätzung der Befragten gibt es in Bezug auf den Themenkomplex der Freizeitgestaltung, des Ausgehens und der Hobbys. Es ist dies die einzige Thematik, bei der eine relativ hohe Gesprächshäufigkeit mit einer niedrigen Übereinstimmung zusammengeht. Bei einem

maximal möglichen Übereinstimmungsscore von 10 bzw. einem theoretisch mittleren Score von 5 liefern die Antworten der erwachsenen Kinder in Bezug auf die Mutter einen mittleren Übereinstimmungsscore von 6,25, in Bezug auf den Vater von 6,12 und in Bezug auf das Kind von 6,42. Es handelt sich aber offenbar nicht um den typischerweise zu erwartenden Konflikt der Jugend mit der Elterngeneration, denn diese niedrigen mittleren Werte sind auf allen Altersstufen zu registrieren. Auch dieser Befund war schon 1998 festzustellen.

Erwartungsgemäß hängen die Übereinstimmungen mit der Mutter und mit dem Vater zusammen, d.h., es besteht eine starke, statistisch gesicherte Tendenz, bei hoher Übereinstimmung mit der Mutter auch mit dem Vater hoch übereinzustimmen und bei geringerer Übereinstimmung mit einem Elternteil auch mit dem anderen nur wenig übereinzustimmen. Als entsprechendes Maß dafür wurde für alle Befragten jeweils ein mittlerer Übereinstimmungsscore für jeden Themenbereich berechnet und diese mittleren Übereinstimmungsscores für Mutter und Vater korreliert. Der (Pearson-Produkt-Moment-)Korrelationskoeffizient lieferte einen Wert von 0,614.

Obwohl die meisten Erkenntnisse von 1998 sich 2005 replizieren ließen, teil in geradezu erstaunlicher Stabilität, ist doch eine nicht unerhebliche Abschwächungstendenz sowohl bei der Kommunikationshäufigkeit als auch in der von den Befragten selbst eingeschätzten Übereinstimmung in den Ansichten festzustellen. Betrachtet bei der Häufigkeit die Anteile derer, die angaben, zumindest mehrmals pro Monat miteinander über das jeweilige Thema zu sprechen, so ist die Anzahl der Einschätzungen, bei denen sich zwischen 1998 und 2005 eine Reduktion ergab, deutlich höher als die Anzahl der Einschätzungen, bei denen eine Frequenzerhöhung festzustellen war. Dabei empfinden jeweils die Elterngenerationen signifikant häufiger als die Kindergenerationen, dass man über ein Thema oft miteinander spreche. Mit weitem Abstand am positivsten erweist sich dabei die Einstufung durch die Mütter in Bezug auf die Kommunikationshäufigkeit mit den Töchtern - interessanterweise überträgt sich dieses Muster nicht auf die Söhne. Und die einzige weite-

re „Verbesserung“ im Saldo von 2005–1998 zeigt sich bei der Einschätzung der Frequenzen durch die Väter in Bezug auf ihre Söhne. Umgekehrt ergibt der 1998–/2005-Vergleich der Frequenzangaben die größten Negativbilanzen für die Töchter in Bezug auf ihre Mütter und die Söhne in Bezug auf ihre Väter. Insbesondere die erwachsenen Kinder berichten somit sieben Jahre später viel seltener über häufige Gespräche mit den Eltern als noch 1998.

Auch das Gesamtausmaß der intergenerationellen Übereinstimmung in den Themen ging zwischen 1998 und 2005 zurück. In fast allen Bereichen und bei fast allen Paarungen sind Rückgänge zu konstatieren. Die wenigen Ausnahmen, bei denen nach Eindruck zumindest eines Teils der Beteiligten sogar eine (leichte) Verbesserung eintrat, konzentrieren sich jeweils aus Elternperspektive auf die Töchter – die diesen Eindruck aus ihrer Sicht allerdings nicht auch haben. Das Rating der Übereinstimmung liegt zwar für alle Paarungen (z. B. Mutter-Tochter; Sohn-Vater; etc.) über dem theoretischen Mittel von 5, ging gegenüber 1998 aber zwischen 0,25 und 0,50 zurück. Die höchsten vermuteten Übereinstimmungen stammen wieder von Mutter und Vater, und zwar jeweils auf die Tochter gerichtet. Die geringsten Übereinstimmungen unterstellen die Söhne und Töchter, jeweils im Hinblick auf den Vater. Am häufigsten treten Scores zwischen 6 und 7,5 auf, das ist merklich weniger als 1998, aber immerhin immer noch deutlich über dem theoretischen Mittel.

### ***Bewertung der intergenerationellen Beziehungsqualität***

Die Rückgänge sowohl bei der Häufigkeit als auch in der Übereinstimmung bei vierzehn typischen Gesprächsthematiken geben Anlass zur Vermutung, dass dies Ausdruck einer Verschlechterung der Generationenbeziehung sein könnte. Ob und gegebenenfalls in welchem Maße dies zutrifft, wurde mittels der Aufforderung einzuschätzen versucht, auf einer 11-Punkteskala (von 0 für „extrem schlecht“ bis 10 für „extrem gut“) die Beziehung zur Mutter, zum Vater, zum Kind aus der jeweils eigenen Sicht einzustufen. Das Ergebnis ist einerseits kongruent mit jenem

von 1998, andererseits ist es dies jedoch auf etwas niedrigerem Niveau - ohne dass man deshalb gleich von einer bedenklichen Verschlechterung der Generationenbeziehung sprechen könnte.

Betrachten wir zunächst nur den Befund für 2005 (ohne Vergleich mit 1998), dann ist als erstes ein ausgesprochen hoher positiver Wert für die Beziehungsqualität aus Elternsicht in Richtung der erwachsenen Kinder erkennbar. Im Durchschnitt liefert das Rating einen Wert von 8,5; beinahe die Hälfte stufte die Beziehung zu den erwachsenen Kindern überhaupt mit dem Punktemaximum von 10 ein, weitere 16% wählten 9. Verglichen mit der inhaltsbezogenen *Übereinstimmungsskala* liegt dieser Wert deutlich höher als selbst die höchsten Übereinstimmungsscores.

Deutliche Zusammenhänge sind zwischen der Bewertung der Beziehung und der mittleren Übereinstimmung (über die 14 Themen hinweg) festzustellen: Die Korrelation zwischen den mittleren Rating-Scores für die Übereinstimmung mit dem Kind und der Einstufung der Qualität der Beziehung zum Kind beträgt beachtliche  $r=0,65$  und ist hochsignifikant. Mit anderen Worten: bei hoher Übereinstimmung ist gleichzeitig eine hohe positive Einstufung der Beziehung gegeben, bei geringer Übereinstimmung tendiert man auch eher zu einer schlechteren Einschätzung der Beziehung zum Kind. Über die Kausalrichtung dieses Zusammenhangs ist damit nichts ausgemacht, es bleibt der Spekulation überlassen, ob sich aus einem inhaltlichen Gleichklang auch eine bessere Beziehung ergibt, oder ob eine bessere Beziehung auch zu höheren Übereinstimmungen führt - oder ob überhaupt die gemeinsame Variation der beiden Größen womöglich auf eine dritte Variable zurückzuführen ist. Die entsprechende Korrelation für die Mutter (Übereinstimmung mit ihr und Qualität der Beziehung zu ihr) ist mit  $r=0,63$  ähnlich hoch, und besonders hoch ist diese Korrelation in Bezug auf den Vater mit  $r=0,77$ . Ob das bedeutet, dass für die Qualität der Beziehung zum Vater in einem höheren Ausmaß als für die Beziehung zur Mutter eine hohe Übereinstimmung in vielen Lebensbereichen erforderlich ist, oder ob die emotionale Beziehung zum Vater stärker als

jene zur Mutter auch die Werthaltungen (im Sinne einer Tendenz zum Konsens) beeinflusst, kann zunächst ebenfalls nur als theoretische Fragestellung vermerkt werden, die sich aus diesem Ergebnis anbietet.

Die Einstufung der Beziehung aus der Sicht der (erwachsenen) Kinder ist - auf relativ hohem Niveau - wie schon 1998 etwas geringer als jene durch die Eltern. Nichtsdestoweniger liegen auch hier die Scores deutlich höher als die Übereinstimmungsscores. Die höchsten Ratings beziehen sich 2005 auf die Tochter, darauf folgen die Ratings in Bezug auf die Söhne. Dass die Einstufung durch die Kinder etwas niedriger erfolgen würde, war von der Theorie her zu erwarten gewesen - ihre emotionale Investition gilt vor allem anderen der eigenen Familie und Nachkommenschaft. Bereits 1971 haben Vern L. Bengtson und Joseph A. Kuypers (1971) diesen Umstand mit der These des „developmental stake“ zu erklären versucht. Danach variiert das Interesse an bzw. das Bedürfnis nach familialer Solidarität mit dem Entwicklungsstand, den eine jede Generation im Durchlaufen ihres Lebenszyklus jeweils erreicht hat. Es geht um ihre "Einsätze" (die stakes) und um die "Investitionen" in die intergenerationellen Beziehungen zur Erhaltung ihrer Identität. Weil die Elterngeneration sich des Sinns ihrer Existenz vergewissern will und weil sie nur selten das voll erreicht hat, was sie angestrebt hat, möchte sie ihre Ideale und die von ihr wertgeschätzten Institutionen in der Kindergeneration perpetuiert wissen - als ihr soziales Erbe. Daher tendiere sie dazu, intergenerationelle Differenzen herunterzuspielen und zu unterschätzen. Die Nachfolgeneration dagegen hat das Bedürfnis, ihre eigenen Werte, Ideale und Lebensformen selbst zu schaffen und - gegen die Eltern sich absetzend - ihre eigene Identität zu erwerben. Ihr "developmental stake" drängt sie eher dazu, die intergenerationellen Differenzen überpointiert zu sehen. Ebenfalls wie schon 1998 ist es der Vater, der die am wenigsten positiven Einstufungen erhält.

In Tabelle 10 werden die intergenerationellen Beziehungseinstufungen innerhalb der Kernfamilie für die beiden Jahre 1998 und 2005 miteinander verglichen und für die Differenzen stati-

stische Signifikanztest (Mittelwertdifferenz-Tests) berechnet (d.h., es wird berechnet, ob die Unterschiede zwischen den arithmetischen Mittelwerten der Einstufungs-Scores auch durch bloßen Zufall erklärt werden könnten oder ob ein systematischer Unterschied zwischen 1998 und 2005 wahrscheinlicher erscheint). Man erkennt, dass zwar einerseits für sämtliche Einstufungspaarungen zwischen 1998 und 2005 leichte Reduktionen in der Bewertung der Beziehungsqualität stattgefunden haben, dass allerdings diese Reduktionen nur in drei der acht Paarungen auch statistische Signifikanz erreichen – von den restlichen muss daher gelten, dass sie innerhalb der bloßen Zufälligkeits-Marge liegen. Unterschiede, die mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht bloß auf Zufall zurückzuführen sind, ergaben sich beim Rating der Beziehungsqualität durch die Väter und der Mütter in Bezug auf die Söhne sowie bei der Einschätzung durch die Töchter in Bezug auf die Mütter. Von mehr als einer leichten Tendenz, einige Beziehungen etwas weniger positiv einzustufen, kann man daher sicherlich nicht sprechen – wenngleich diese Tendenz andererseits auch nicht übersehbar ist.

**Tabelle 10: Intergenerationelle Einstufung der Beziehungsqualität: Bewertung der Beziehung von ... zu ... mittels einer Skala von 0 („extrem schlecht“) bis 10 („extrem gut“) 18+jährige, Österreich 2005, n = 2.000**

Rating durch ...	in Bezug auf ...	Jahr	Mittlerer Score	T-Wert	Freiheitsgrade	Signifikanz der Differenz 1998/2005
Vater	Sohn	1998	8,87	2,96	354	p<0,003
		2005	8,08			
Vater	Tochter	1998	8,83	nicht signifikant		
		2005	8,69			
Mutter	Sohn	1998	9,14	3,97	448	p<0,000
		2005	8,36			
Mutter	Tochter	1998	9,11	nicht signifikant		
		2005	8,80			
Sohn	Mutter	1998	8,14	nicht signifikant		
		2005	7,80			
Sohn	Vater	1998	7,31	nicht signifikant		
		2005	7,02			
Tochter	Mutter	1998	8,45	3,67	878	p<0,000
		2005	7,88			
Tochter	Vater	1998	7,44	nicht signifikant		
		2005	7,13			

Das *Stadt-Land-Gefälle*, welches in der Studie 1998 festgestellt wurde, kann im gegenwärtigen Survey nicht mehr beobachtet werden bzw. ist so minimal ausgeprägt, dass sich die Vermutung von 1998 nicht aufrecht erhalten lässt. Ein anderer Zu-

sammenhang ist 2005 allerdings außerordentlich stark ausgeprägt, nämlich jener mit der *sozialen Schichtzugehörigkeit*, aber auch mit der höchsten abgeschlossenen *Schulbildung*. So steigt für die Eltern wie auch für die Kinder die Beziehungsgüte stetig mit der *Schulbildung* der/des Befragten um rund einen ganzen Punkt an. Das gleiche Muster ist bei der *Sozialschicht*, der der/die Befragte angehört, gegeben, geradezu spektakulär ist dieser Zusammenhang in Bezug auf den Vater: Während die Einstufung der Beziehungsqualität mit dem Vater in der A-Schicht noch passable 7,74 erreicht, sinkt sie kontinuierlich bis zur E-Schicht auf nur mehr 4,53 ab! (B-Schicht: 7,50 - C1-Schicht: 6,78 - C2-Schicht: 6,79 - D-Schicht: 6,90). Zumindest nach diesen Daten ist es nicht übertrieben zu sagen, dass insbesondere die Qualität der *Beziehung erwachsener Kinder zum Vater* eine deutliche Schichtabhängigkeit aufweist, derart, dass diese Beziehung in der Unterschicht geradezu als schlecht eingestuft werden muss.

### **Resümee**

Das Verwandtschafts- und Freundesnetz ist nach wie vor eng und komplex. Nur 1% sind gänzlich ohne Verwandte und Freunde, Ältere etwas häufiger als Jüngere. Die Erwartungen an Verwandte und Freunde im Falle von Hilfebedarf sind hoch: Nur 1% gehen bei kleineren Notfällen, aber auch bei schwerer wiegenden Notfällen davon aus, keine Hilfe aus diesem Netzwerk zu erhalten; bei größeren finanziellen Notlagen sind es 5%. Die selben Größenordnungen wurden auch 1998 registriert.

Am meisten Bedarf besteht an persönlicher Aussprache bei Sorgen und Kummer, die schwerwiegendsten Bedarfslagen (finanzielle Notfälle und Pflegebedarf sowie Unterstützung bei der Pflege Dritter) treten zum Glück am seltensten auf. In 8 von 13 Situationen blieben die Anteile derer, die Hilfebedarf in den letzten zwei Jahren gehabt hatten, von 1998 auf 2005 praktisch gleich, in vier Fällen gingen sie zum Teil erheblich zurück - am stärksten beim Gesprächsbedarf, der nichtsdestoweniger immer noch die häufigste Bedarfssituation darstellt.

Wie schon 1998 bietet sich das Bild äußerst hoher Hilfebereitschaft und realisierter Hilfe. So gut wie niemand blieb ohne Hilfe, indessen nicht immer ausreichend. Zwar waren in fast allen nichtfinanziellen Situationen die Unterstützungsleistungen ausreichend, bei den finanziellen Notlagen und -fällen traten jedoch teils spürbare Lücken auf. Immerhin gaben 10% derer, die in eine solche Situation geraten waren, an, die erhaltene Hilfe sei nicht ausreichend gewesen. Das ist gegenüber 1998 eine deutliche Verschlechterung, wobei unklar bleibt, ob dieses Ergebnis auf weniger ausreichende Hilfebereitschaft, unzureichende Ressourcen seitens der Helfer/innen oder auf gravierendere Notfälle und -lagen hindeutet.

Wie 1998 sind es primär die jüngeren Generationen, die häufiger Hilfe brauchen. Sie werden allerdings immer wieder von den Hochaltrigen überholt, welche 1998 wegen der zu kleinen Fallzahl noch nicht eigens analysiert wurden. Die Jungen haben wieder, wie schon sieben Jahre zuvor, ihre deutlichsten Defizitlagen im finanziellen Bereich und bei der Beaufsichtigung ihrer Kinder.

Bei der Detailanalyse der Hilfen und Helfer/innen erweisen sich einerseits die Eltern, insbesondere die Mütter, andererseits mit wachsendem Alter der Geholfenen die Kinder, insbesondere die Töchter, als Haupthilfepersonen. Stärker als 1998 machen sich die Freunde/Freundinnen bemerkbar. Besonders bemerkenswert erscheint wieder, wie schon 1998, die überragende Rolle der Mutter beim Aussprachebedarf der jungen Generation, die von zwei Drittel der bis 30-Jährigen genannt wird - doppelt so oft wie die Freunde/Peers.

Für die große Mehrheit besteht eine leichte und rasche Erreichbarkeit, was die Wohnlage bzw. Entfernung der Haushalte der Generationen zueinander betrifft. Innerhalb einer halben Stunde sind drei Viertel der Mütter, fast ebenso viele Väter und acht von zehn Kindern erreichbar. Auffällig ist hier die soziale Schichtabhängigkeit, insbesondere das Zusammenleben im selben Haushalt, mit wesentlich höheren Anteilen in den oberen Schichten.

Die persönlichen Kontakte sind reichlich. 57% sehen den Vater, 66% die Mutter, 75% ein Kinde mindestens einmal pro Woche. Das gilt im Wesentlichen auch für die ältere Generation, beispielsweise sehen zwei Drittel der 60-und-mehr-Jährigen mindestens einmal pro Woche ihre Kinder. Das Telefonieren wird nicht als Kompensation für seltenerer face-to-face-Kontakte eingesetzt, sondern es korreliert sogar hoch mit den persönlichen Treffen.

Die intergenerationelle Kommunikation in den Familien thematisiert am häufigsten Geldfragen, Einstellung zu Arbeit und Beruf sowie Einstellungen und Werte wie Fleiß, Pünktlichkeit usw. Das bedeutet jedoch nicht, wie man erwarten könnte, dass sich darin Konflikte zwischen den Generationen ausdrücken, denn es sind diese Thematiken zugleich jene, über die die meiste Übereinstimmung in den Ansichten herrscht.

Erkennbar ist immerhin ein gewisser Rückgang in der Häufigkeit, mit der man miteinander Gespräche führt, insbesondere aus der Sicht der Söhne in Bezug auf ihre Väter und aus der Sicht der Töchter in Bezug auf ihre Mütter. Auch hinsichtlich der Übereinstimmung in den Ansichten ist beim Vergleich mit 1998 ein Rückgang unübersehbar.

Die Beziehung zur jeweils anderen Generation wird, vor allem von den Eltern im Hinblick auf ihre erwachsenen Kinder, sehr positiv eingeschätzt - die Kinder sind bei solchen Urteilen wie immer merklich zurückhaltender, aber immer noch sehr positiv. Es besteht eine starke Korrelation zwischen den Übereinstimmung in den Ansichten und der Qualität der Beziehung.

Die Vermutung, dass die Rückgänge bei der Gesprächshäufigkeit und der Übereinstimmung eine zumindest leichte Verschlechterung oder Ausdünnung der intergenerationellen Familienbindungen indizieren könnten, wird durch einen Vergleich der 1998er Daten mit jenen aus 2005 für die Beziehungsqualität wenn überhaupt, dann nur sehr schwach gestützt, denn die meisten Unterschiede zwischen den beiden Zeitpunkten erweisen sich als nicht statistisch signifikant.

Per Saldo kann man die intergenerationellen Beziehungen innerhalb der Familien auch weiterhin als sehr gut, belastbar und wechselseitig solidarisch stützend kennzeichnen, wenn man auch Andeutungen einer Schwächung, die sich in Zukunft verstärken könnten, nicht ignorieren sollte.

Tabellenanhang: Erwartete Hilfe in verschiedenen Notlagen

<b>kleine Notlagen</b>	<b>%</b>	<b>schwerer wiegende Notfälle</b>	<b>%</b>	<b>größere finanzielle Notlagen</b>	<b>%</b>
Mutter	38	Mutter	36	Mutter	29
Sohn	26	Tochter	24	Vater	27
sonstige Freundin	26	Sohn	22	Sohn	15
Tochter	25	Ehefrau	22	Ehemann	14
Vater	25	Vater	21	Tochter	13
Bruder	23	Ehemann	20	Bruder	13
Freundin (Nachbarin)	23	Schwester	16	Schwester	9
Schwester	22	Bruder	15	Ehefrau	9
Ehefrau	21	sonstige Freundin	15	Schwiegermutter	8
sonstiger Freund	21	Schwiegermutter	11	Schwiegervater	7
Ehemann	19	Freundin (Nachbarin)	11	sonstiger Freund	6
Freund (Nachbar)	14	sonstiger Freund	10	Großmutter	5
Schwiegermutter	13	Schwiegervater	6	sonstige Freundin	5
Tante	9	Freund (Nachbar)	5	Partner/Freund/Leb.gefährte	4
Schwiegervater	8	Partnerin/Freundin/Lebens-gefährtin	5	Großvater	3
Freund (Arbeits-/Studienkollege)	8	Schwiegertochter	5	Partnerin/Freundin/Lebens-gefährtin	3
Freundin (Arbeits-/Studienkollegin)	7	Partner/Freund/Leb.gefährte	5	Onkel	3
Onkel	7	Tante	5	Tante	2
Schwiegertochter	6	Großmutter	4	Schwiegersohn	2
Großmutter	6	Onkel	3	Freund (Arbeits-/Studienkollege)	2
Partnerin/Freundin/Lebensgefährtin	5	Schwiegersohn	3	Freundin (Nachbarin)	1
Partner/Freund/Lebensgefährte	5	Freund (Arbeits-/Studienkollege)	3	Schwiegertochter	1
Schwiegersohn	4	Freundin (Arbeits-/Studienkollegin)	3	Neffe	1
Nichte	4	Großvater	2	Freundin (Arbeits-/Studienkollegin)	1
Neffe	4	Nichte	2	Freund (Nachbar)	1
Großvater	3	Enkelin	2	Stiefvater	1
Enkel (männl.)	2	Neffe	2	Andere	1
Enkelin	2	Enkel (männl.)	1	Stief-/Adoptivtochter	0
Stiefvater	1	Andere	1	Enkel (männl.)	0
Stief-/Adoptivtochter	1	Stiefvater	1	Enkelin	0
Andere geschied./getrennt leb. Ehepartner/in	1	Stief-/Adoptivtochter geschied./getrennt leb. Ehepartner	1	Nichte	0
Stiefschwester	1	Stief-/Adoptivsohn	0	Urgroßvater	0
Stief-/Adoptivsohn	1	Stiefmutter	0	Stiefmutter	0
Stiefmutter	0	Stiefbruder	0	Stiefbruder	0
Stiefbruder	0	Urgroßmutter	0	Urgroßmutter	0
Urgroßmutter	0	Stiefschwester	0	Stiefschwester	0
Urgroßvater	0	Urenkel (männl.)	0	Stief-/Adoptivsohn	0
Urenkel	0	Urenkelin	0	Urenkel (männl.) geschied./getrennt leb. Ehepartner	0
Urenkelin	0	Urgroßvater	0	Urenkelin	0
Niemand	1	Niemand	1	Niemand	5

## **Literatur**

- Bengtson, Vern L.; Kuypers, Joseph A. 1971.  
"Generational Differences and the Developmental Stake", in:  
Aging and Human Development, 2: 249-260.
- Bengtson, Vern L.; Roberts, Robert E. L. 1991.  
„Intergenerational Solidarity in Aging Families: An Example  
of Formal Theory Construction." In: Journal of Marriage and  
the Family, 53, 4: 856-870.
- Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und  
Konsumentenschutz. 2004.  
Bericht über die soziale Lage 2003-2004. Wien: Bundes-  
ministerium für soziale Sicherheit, Generationen und  
Konsumentenschutz.
- Hörl, Josef; Kytir, Josef. 1998.  
„Die 'Sandwich-Generation': Soziale Realität oder gerontolo-  
gischer Mythos?", in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und  
Sozialpsychologie, 50, 4: 730-741.
- Inglehart, Ronald. 1977.  
The silent revolution: Changing values and political styles  
among Western publics. Princeton: Princeton University Press.
- Inglehart, Ronald. 1989.  
Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt.  
Frankfurt am Main/New York: Campus (erstmalig engl. 1989 bei  
Princeton University Press).
- Majce, Gerhard. 1992.  
Altersbild und Generationenbeziehung in Österreich 1989. Un-  
veröffentlichter Forschungsbericht für das Bundesministerium  
für Wissenschaft und Forschung. Universität Wien.
- Majce, Gerhard. 2000.  
"Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse". In:  
Ältere Menschen - Neue Perspektiven. Seniorenbericht 2000:  
Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich. Wien:  
Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen  
2000: 106-162.
- Roberts, Robert E. L.; Bengtson, Vern L. 1991.  
"Is Intergenerational Solidarity a Unidimensional Construct?  
A Second Test of a Formal Model." In: Journal of Gerontology,  
45, 1: S12-20.
- Schmähl, Winfried. 2002.  
„Leben die ‚Alten‘ auf Kosten der ‚Jungen‘? Anmerkungen zur  
Belastungsverteilung zwischen ‚Generationen‘ in einer altern-  
den Bevölkerung aus ökonomischer Perspektive". In: Zeit-  
schrift für Gerontologie und Geriatrie, Bd. 35, 4: 282-291.

Steinbauer, E; Pesendorfer, D: „Krieg der Generationen“. In:  
FORMAT, Nr. 36, 5.9.2003: 20-24.

Szydlik, Marc. 2000.

Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske & Budrich.

Ueltzhöffer, Jörg. 1999.

Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft. Ergebnisse einer sozioempirischen Repräsentativerhebung in der Bundesrepublik Deutschland 1999. Bericht des Sozialwissenschaftlichen Instituts für Gegenwartsfragen Mannheim (SIGMA).